Biogr.
884 hs

Biogr. S
884 hf

[Bär, Kaspar]

PESTALOZ
Lienhard u. Gertrud

Heinrich Pestalozzi.

Sein

Leben und Wirken

einfach und getreu erzählt

für das Volk.

Herausgegeben
von der
Zürcherischen Schulsynode
zum

Hundertsten Geburtstage

Pestalozzi's.

Zweite Auflage.
(Erste Aufl. 20,000 Exempl.)

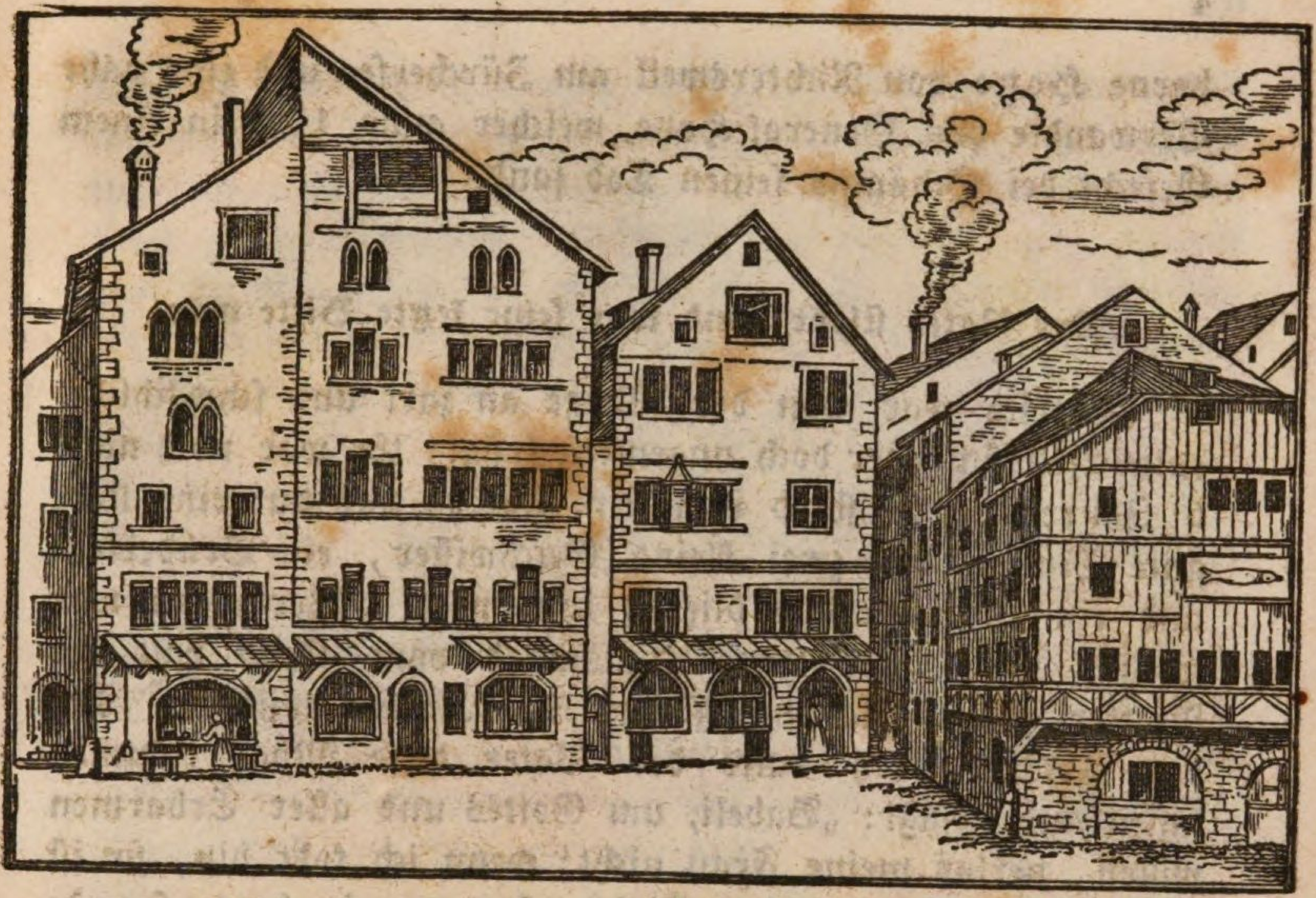
Zürich,
im Verlag von Meyer und Zeller.
1846.

208. b.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Orell, Füßli und Comp. in Zürich.



Wo und wann Pestalozzi geboren wurde, und wer seine Eltern waren.

Hier siehst Du, lieber Leser! abgebildet den Rüdenplatz in Zürich, wie er vor etwa hundert Jahren gewesen sein mag. Zur Rechten fällt Dir ein großes hölzernes Haus auf, das war das Zunfthaus der Fischer, genannt „zum Salmen." Weiter links, durch ein Gäßlein und den Platz vom Salmen getrennt, steht das Haus „zum schwarzen Horn." In diesem Haus, so viel man hat erfragen können, kam am 12. Jänner 1746

Heinrich Pestalozzi

zur Welt. Noch am nämlichen Tag empfing er die heilige Taufe im Großmünster zu Zürich. — Sein Vater war ein guter Wundarzt. Sein Geschlecht war mit den Orelli, Muralt u. a. in der Reformationszeit aus Tessin des reformirten Glaubens wegen vertrieben worden, und hatte in Zürich eine neue Heimat gefunden. Seine Mutter war eine ge-

borne Hotze von Richtersweil am Zürchersee und eine nahe Verwandte von General Hotze, welcher anno 1799 in einem Gefecht bei Schännis seinen Tod fand.

Der Vater stirbt, und was seine letzte Bitte war.

Heinrich war von der Wiege an zart und schwächlich, entwickelte sich aber doch ungemein früh. Er war noch nicht 6 Jahre alt, da starb ihm sein Vater, und nur eine liebe gute Mutter und zwei kleine Geschwister, ein Brüderlein und ein Schwesterlein blieben ihm noch. Vermögen war wenig. Eine gute treue Hausmagd vom Land half der Mutter unter Nahrungssorgen die Kinder erziehen. Auf dem Todbett noch hatte der Vater diese Magd kommen lassen und gesagt: „Babeli, um Gottes und aller Erbarmen willen, verlaß meine Frau nicht; wenn ich todt bin, so ist sie verloren, und meine Kinder kommen in harte fremde Hände.“ Das Babeli sagte: „Ich verlaß Ihre Frau nicht, Herr Doktor, wenn Sie sterben; ich will bei ihr bleiben bis in den Tod, wenn sie mich nöthig hat.“ Dies Wort beruhigte den sterbenden Vater; sein Aug erheiterte sich, und mit diesem Trost im Herzen verschied er. Das war schön vom Babeli. Es hat Wort gehalten; es ist bei der Mutter geblieben bis an ihren Tod, und das war noch schöner.

Das gute Babeli hilft der Mutter die Kinder erziehen.

Die Mutter war eine gute brave Frau, und that, was sie konnte, die Kinder gut zu erziehen. Ihr Babeli half ihr dabei treulich. Wenn die Kinder nur einen Tritt auf die Gasse thun, oder sonst an einen Ort hin wollten, wo sie nichts zu thun hatten; so hielt sie das Babeli zurück mit den Worten: „Warum wollet ihr doch unnützerweis Kleider und Schuhe verderben? Seht, wie eure Mutter, um euch zu erziehen, so viel entbehrt; wie sie wochen- und monate-

lang an keinen Ort hingeht und jeden Schilling spart, um ihn für eure Erziehung zu verwenden!" Es war auch äußerst sparsam, und das war nöthig. Um einen Korb Kraut oder Obst einige Schillinge wohlfeiler zu kaufen, ging es wol drei bis vier Mal auf den Markt, und paßte auf den Augenblick, wo die Marktleute gern wieder heimgehen wollten.

Die Kinder hatten immer recht schöne Sonntagskleider, aber sie durften sie nur wenig tragen, und mußten sie, so bald sie heimkamen, wieder abziehen, damit sie ja recht lang schön blieben. Bei allem fehlte aber unserm Heinrich doch der Vater, eine männliche, kräftige Leitung. Er wurde ein rechtes Muttersöhnlein, wie 's nur eins geben kann. Er kam, wie man bei uns sagt, Jahr aus Jahr ein nie hinter dem Ofen hervor. Dabei war er voll Gefühl. Wenn er bei seiner Mutter war, und sich an sie anlehnte, so konnte er vor Lieb und Lust wie zergehen.

Etwas von des Knaben Wunderlichkeit, und was der Schulmeister von ihm dachte.

Daneben war Heinrich gedankenlos, wie es schien, und unvorsichtig, dazu furchtbar unordentlich. Immer mußte man ihn heißen: die Schuhe binden, die Strümpfe hinaufziehen, die Nase putzen u. dgl.; immer kaute er die Halstuchzipfel. Aber der sonderbare Knabe ging heimlich, oft gerad im Augenblick äußerer Zerstreutheit, mit wunderbaren Träumereien um, woran die Mutter und das Babeli nicht dachten. Diese Träumereien hat er sein ganzes Leben lang fortgesetzt, und ist gerade dadurch der Heinrich Pestalozzi, der große Mann geworden. Ohne sie wüßte man wenig oder nichts von ihm, und Du, lieber Leser, hättest gegenwärtiges Büchlein nicht in den Händen. Merk Dir also, daß das Kind oftmals in dem Augenblick, da Du es wegen Unachtsamkeit abstrafst, bei sich viel Gescheideres denken und thun kann, als Du denkst und thust. Es wären viele Exempel dafür aufzuführen.

Jetzt mußte der Knabe in die ABC Schule. Dahin ging er ungern. Das war ihm ein hartes Muß. Schön und recht schreiben, das konnte er nicht lernen, und sein Schulmeister sagte: „Aus dem wird nie etwas Rechtes werden!“ Was für Augen hätte der gemacht, wenn jemand ihm gesagt hätte, dieser gedankenlose, zerstreute, sonderbare Bube werde dereinst der Schulmeister aller Schulmeister werden.

Der fromme Großvater zieht ihn zur Gottesfurcht.

Der Pfarrer zu Höngg war sein Großvater. Der lebte still und zurückgezogen, und hielt streng auf altväterlicher Sitte. Seinen Schulmeister hielt er dazu an, die Kinder die Gebete, Bibelsprüche und den Katechismus brav auswendig lernen zu lassen. Vom Erklären war nicht viel die Rede. Daneben gab sich der geistliche Mann in seiner Kirchgemeinde die größte Mühe, Schule und häusliche Erziehung mit einander in Einklang zu bringen, und das war recht und gut.

Heinrich war jetzt schon 9 Jahre alt, und er durfte bei dem alten Großvater alljährlich einige Monate zubringen. Das war allemal für ihn ein Fest. Auf den Großsohn machte das öftere Beisammensein mit dem frommen und ernsten Greis einen so tiefen Eindruck, daß man ihn später oft sagen hörte: „Wenn ein Kind zu wahrer Gottesfurcht gelangen soll, so muß es im Umgang mit wahren Christen leben.“

Was für Tugenden und Schwächen der Knabe hatte und etwas von seinen Schulkameraden.

In Höngg lernte der Knabe das Landvolk kennen. Er ging zu den Bauern in Stube und Stall, schaute ihnen bei ihrer Arbeit zu und half ihnen gern. Die Leute liebten ihn, weil er so gutmüthig war, und sie hatten mit dem „Heiri“ viel Spaß. Noch so jung war er voll Mitgefühl

für das Wohl und Weh anderer. Ein zertretener Wurm konnte ihn zu Thränen rühren, ein jammerndes Bettelkind brachte seinen eigenen hungernden Magen zum Schweigen, und er gab sein Stück Brod vom Mund weg.

In allen Knabenspielen war er unbegreiflich lebendig, aber linkisch und unbehülflich, und wollte dabei doch immer mehr sein, als andere. Das machte dann, daß einige von seinen Kameraden in der Stadt gar oft das Gespött mit ihm trieben. Einer zeichnete sich vor allen andern aus. Der hängte ihm den Uebernamen an: „Heiri Wunderli vo Thorlike." Oft auch, wenn eine Schar mit ihm in Streit gerieth, riefen sie ihm nach: „Wüeste Grüsel!" Und in der That, es war etwas Wahres daran. Er war bleich und mager, recht häßlich im Gesicht, hatte kohlschwarze, steife, wild durch einander geworfene Haare, kam unordentlich und unsauber daher, — kurz, er war ein seltsamer Bube.

Des Knaben Scharfsinn und eine ergötzliche Geschichte mit einem Professor.

Es war sonderbar. Er war dann etwas später einer der besten Schüler, konnte aber noch oft, wenn er so gedankenlos da saß, Fehler machen, welche der Schlechteste von ihnen sich nie zu Schulden kommen ließ. Er ergriff die Sachen, die er in der Schule hörte, lebendig und richtig; aber für die Form, in welcher er sie vernahm, war er gleichgültig und gedankenlos. Wenn aber der Lehrer ihn begriff; wenn er merkte, wo es mit ihm hinaus wolle; dann zeigte er einen Scharfsinn, daß alle seine Mitschüler sich wunderten, wo doch der „Heiri Wunderli vo Thorlike" das alles hernehme. Es war zu selber Zeit ein Professor, der gut griechisch, aber schlecht deutsch verstand. Der wollte einmal die Reden des Griechen Demosthenes übersetzen und drucken lassen. Unser junge Heinrich dachte: „So gut als der Professor kannst du 's auch," und er, nicht faul, übersetzt eine große Rede in die deutsche Sprache, und legt sie

am Examen vor. Alles wunderte sich. Die Rede ist nachher gedruckt worden, und jedermann hat gesagt: der Schüler habe es besser gemacht als der Professor, obwol der Schüler soviel als nichts griechisch konnte, hingegen der Professor wohl.

Heinrich auf den hohen Schulen, und was diese an ihm gewirkt haben.

An den hohen Schulen in Zürich lehrten Bodmer, Breitinger, und später Steinbrüchel, drei berühmte Männer. Die redeten warm und laut von Entbehrung und Selbstverläugnung, von Freiheit und Unabhängigkeit, von Vaterlandsliebe und Aufopferung, und bei den Knaben wirkten die Worte. Sie fühlten und dachten bald wie Römerjünglinge. Es war aber nicht ganz gut, daß dieser träumerische Sinn, vorzüglich bei unserm Heinrich, so sehr genährt wurde; denn er ergab sich übertrieben der strengsten Selbstverläugnung und körperlichen Abhärtung. Er schlief auf dem harten Boden, ein Stein war sein Kissen, seine Kleider die Decke. Lang lebten er und einige seiner Kameraden im wahren Sinn des Wortes von Gras und Kräutern. Einer davon mochte das harte Leben nicht aushalten und starb.

In Pestalozzi zeigte sich von jetzt an der Trieb, in das öffentliche Leben und Ringen kräftig einzugreifen.

Ein Histörchen darüber.

Durch das gewissenlose Schulhalten eines Stadtlehrers war eine Klasse in Ausgelassenheit und Zügellosigkeit versunken. Der junge Pestalozzi machte eine Klagschrift ohne Namen, und schickte sie an die Behörde. Man stellte strenge Untersuchung an, und wirklich! der junge Schulknabe hatte den faulen Fleck entdeckt. Da gab 's Haß. Er sollte die Mitschüler nennen, welche ihm Mittheilungen gemacht; allein er schwieg, und — flüchtete sich zu seinem Pfarrer Großvater aufs Land.

Druck der Unterthanen und Heinrichs Liebe für Wahrheit und Recht.

Damals fing die Stadt an, den Handel der Landleute, ihrer Unterthanen, einzuschränken. Alles jammerte über die schreiende Ungerechtigkeit. Pestalozzi's mütterliche Verwandten wollten das Bürgerrecht der Stadt kaufen, wurden aber abgewiesen. „Das ist Härte, das ist Druck!" sagten jetzt des Knaben Großeltern, seine Mutter und seine Verwandten, und ihm — er mochte damals 14 Jahre alt sein — gingen diese Dinge ans Herz. Dazumal gelobte er in seinem Innern: „Ich will euch, wenn ich groß bin, zu eurem Recht verhelfen!" Ein Grundzug seines Wesens war jetzt schon fest in ihm: unerschütterliche Liebe für Wahrheit und Recht.

Er will öffentlich auftreten.

Das Volk lernte er immer besser kennen. Er glaubte überall zu sehen, wie das Recht verhöhnt werde, Misbräuche herrschen. Ueberall sah er Bevortheilte, Unglückliche, und ihnen mußte er sein Mitleid schenken und seine helfende Hand reichen. Auch gegen die Misgriffe der Regierung wollte er nun öffentlich auftreten. Ein Freund kam ihm zuvor, aber so ungeschickt, daß die gute Sache darunter leiden mußte. Der Freund sollte verhaftet werden. Zu rechter Zeit erhielt Pestalozzi Kunde davon, und berichtete ihm den Stand der Sache. Dieser entwischte, aber Pestalozzi hatte sich großen Haß zugezogen.

Er will Pfarrer werden, aber es mislingt.

Um möglichst viel Gutes wirken zu können wollte er ein Pfarrer werden. Lehren, ermahnen, verbessern, helfen — das wollte er, und dazu schien ihm das Amt eines Seelsorgers recht geeignet. Er hatte jetzt die Zürcherschulen durchlaufen, mit großem Eifer die römi-

schen und griechischen Schriftsteller gelesen, und war in das Wort Gottes eingedrungen. Jetzt sollte er öffentlich predigen. Allein der Versuch schlug fehl. Er konnte sich in die gewohnten Formen nicht finden. Auch sah er ein, daß das Amt eines Pfarrers für ihn viel zu eng und beschränkt sei. Er wollte ja Recht und Wahrheit unter allem Volk geltend machen; er wollte ein Wort in die Angelegenheiten der Regenten und der Regierten sprechen, dafür brannte er. Eine Gemeinde war ihm zu klein.

Er will ein Rechtsgelehrter werden, und wie er hilft den Landvogt Grebel verjagen.

Er meinte nun, wenn er die Rechte studiere, so habe er die Mittel gefunden. Ein Staatsmann wollte er jetzt werden. Ihm schien 's, es fehle nur an einer guten, weisen Regierung, und — das Volk wäre glücklich. Er studierte also fleißig das vaterländische Recht und die Geschichte, las die alten Schweizerchroniken, und machte ganze Bogen voll Auszüge, um später für das Volk eine Vaterlandsgeschichte zu schreiben. Sie sollte ein Spiegel bürgerlicher Tugend werden. Fielen schlechte Wahlen vor, so sprach er offen und unumwunden dagegen. Er sagte, es sei schlecht und hundsföttisch, daß das Volk bei den Wahlen zwar schwöre, dem Wägsten und Besten die Stimme zu geben, und doch aus Rücksichten den Schlechten wähle.

Damals lebte in Grüningen der Landvogt Felix Grebel. Der hatte eine angesehene Verwandtschaft in der Stadt. Der damalige Bürgermeister Heidegger war sein Schwiegervater. Aber der Landvogt hatte sich gegen seine Unterthanen grobe Gewaltthätigkeiten erlaubt. Einige Jünglinge in Zürich, worunter auch unser Pestalozzi, Lavater aber an der Spitze, versuchten das kühne Wagnis, den Landvogt vor den Richter zu ziehen. Mit beispielloser Unerschrockenheit traten sie mit der Klage vor den Rath zu Zürich, und ruheten nicht eher, bis der Landvogt gestürzt und in die Verbannung geschickt war.

Pestalozzi findet einen treuen Freund.

Pestalozzi fand einen treuen, edeln Freund, Bluntschli, und das war viel werth für den unruhigen Jüngling. Bluntschli war auch ein junger Rechtsgelehrter, und beide mit einander suchten allem Unrecht im Staat zu steuern, und machten große und kühne Pläne für die Zukunft. Im Geist bildeten sie Staat und Kirche um, sie glaubten sich tüchtig zu alten Heldenthaten, waren bereit zum Opfer fürs Vaterland. Aber — der Freund starb ihm. Auf dem Todbett warnte er ihn noch vor gewagten Unternehmungen, und rieth ihm, sich einen weisen, treuen Freund zum Leiter zu suchen. „Die Menschen werden dich misbrauchen. Wo es gut geht, wirst du ihr Knecht und der Narr im Spiel sein; wo es übel geht, wirst du ihr Opfer werden.“ So sprach er und starb dann. Heinrich trauerte tief über den verlornen Freund. Er fühlte sich so einsam. Wo nun den Mann finden, wie ihm der Sterbende gerathen? Heinrich wurde stark krank. Gram und zu vieles Arbeiten mag Schuld daran gewesen sein.

Die Verwahrlosung des Volks geht ihm ans Herz, darum will er Schulmeister werden.

Er genas zwar wieder, aber er hatte alle Hoffnung verloren, je zu Einfluß im Staat zu gelangen. Der Weg zu Würden und Aemtern war ihm versperrt. Die Beamten wiesen ihn zurück, weil er es immer mit den Armen und Unterdrückten hielt. Das unwissende und leichtgläubige Volk erkannte sein Wohlmeinen nicht. Und doch meinte es keiner mit ihm so gut wie er. Ihn jammerte sein Elend. „Warum, rief er aus, liegt das Volk so im Schlamm? Herausziehen aus seinem Elend muß und will ich es! Wie ist das möglich?“ Da erwachte in ihm zum ersten Mal der Gedanke an die Nothwendigkeit einer Verbesserung des Volksunterrichts. Sonnenklar stand es ihm jetzt vor Augen: die

Quelle der Armseligkeit des großen Haufens sei dessen geistige und sittliche Verwahrlosung, und er rief aus: „Jetzt hab ich 's gefunden: **ein Schulmeister will ich werden!**“ Frühere Schriften, Aufsätze, Abhandlungen wurden verbrannt, und der junge Feuerkopf sann von nun an beständig darauf, wie sich die Schulen auf dem Land verbessern ließen. Von den Stadtschulen erwartete er kein Heil. Auf das Land richtete er seine Blicke.

Ein französisches Buch macht ihn in seinem Vorsatz noch fester.

Damals fiel ihm ein französisches Buch in die Hände, das führte den Titel „Emil.“ Ein Genfer, Namens Rousseau (sprich Russo), war der Verfasser. Dies Buch predigte ein neues Evangelium in der Erziehung, und Pestalozzi war, als er 's gelesen hatte, nur stärker in seinem Vorsatz. Zwar fand er viele Verkehrtheiten und Irrthümer in dem Buch, ja in der Hauptsache gingen sie ganz auseinander. Rousseau wollte einen völligen Naturzustand unter den Menschen zurückrufen, Pestalozzi wollte Anderes und Höheres; er wollte geisteskräftige Menschen und gute Christen erziehen. Darin aber waren beide eins, daß sie das Volk liebten, und eine einfachere, natürlichere Behandlungsweise wollten.

Was für ein Schulmeister Pestalozzi werden wollte.

Pestalozzi wollte jetzt einen andern Weg einschlagen, als die Schulmeister seiner Zeit. Er wollte nicht an Schulbänken stehen, das ABC lehren, buchstabieren und sillabieren, mit dem Stecken den Kindern auf Kopf und Hände schlagen, den Lehrmeister und die Fragstücklein einbläuen; alles das wollte Pestalozzi nicht. Er wollte aus der Schule keine Marterkammer machen. Höre, lieber Leser, und erstaune: Pestalozzi wollte, wie ein liebreicher Vater, mit den Kindern in einer Wohnstube leben, ihre Neigungen und Kräfte erfassen und leiten, sie an Ordnung und Thätigkeit gewöhnen, sie zu

geisteskräftigen, frommen und guten Menschen erziehen, und sie nicht nur im Lernen, sondern auch in der Handarbeit von allem Schlendrian erlösen. So, hoffte er mit Recht, werde sich der Zustand der arbeitenden Klasse verbessern.

Was sagst Du dazu? Bist Du nicht begierig, zu hören, wie das Pestalozzi versucht habe, und wie es ihm gelungen sei?

Er dachte immer weiter der Sache nach, und jetzt fand er, daß der Landbau die erste, sicherste und menschenwürdigste Erwerbsquelle sei. Er sah im Geist dem Vaterland den größten Segen ersprießen, wenn er anfange, die Bauernkinder zu erziehen. Dadurch werde dann der Landbau gehoben. Also eine Schule für die Bedürfnisse des Landmanns wollte er stiften.

Das war ungeheuer schwierig, aber daran kam ihm kein Sinn. Er dachte auch gar nie an das Geld. Der gute Pestalozzi meinte, das werde sich alles schon geben. Er träumte schon, auf diese Weise sein redliches Fortkommen zu finden.

Er erlernt die Landwirthschaft.

Zu selber Zeit lebte aber im Bernergebiet, bei Kirchberg, ein Bauer, Namens Tschiffeli. Der hatte sich als Landbauer großen Ruhm erworben. Er pflanzte Grapp (das ist ein Kraut, woraus eine rothe Farbe bereitet wird), und versprach sich goldene Berge davon. Pestalozzi machte sich auf und reiste zu Tschiffeli, um die Landwirthschaft zu erlernen.

Jetzt arbeitete er wie ein Güterknecht. An alles legte er emsig Hand, sammelte Erfahrungen, nahm Rath an, ließ sich von dem geschickten Bernerbauer die Grundsätze sagen, von denen ausgegangen werden müsse, und traf selbst Anordnungen — immer sein Vorhaben im Aug. So blieb er ein Jahr lang. Dann kehrte er mit einem Herzen voll Muth und Hoffnung in die Heimat zurück.

Ein sehr reiches Handelshaus in Zürich verband sich mit ihm, um die Grapppflanzung zu betreiben.

Pestalozzi kauft wildes, unbearbeitetes Land und baut ein Haus.

Wenn Du, geliebter Leser! auf die alte Habsburg wanderst, so fesselt oben beim Gemäuer der alten Burg eine gar liebliche Aussicht Dein Aug. Gegen Mittag breitet sich ein großes ebenes Fruchtfeld aus. Es heißt Birrfeld. Am Fuß des fernen Berges liegt in den Bäumen versteckt das freundliche Dörflein Birr. Dort in der Nähe bis an den Fuß der Brunegg lagen seit undenklichen Zeiten ein paar tausend Jucharten brach, und das Kloster Königsfelden benutzte sie als schlechte dürre Schafweide. Von diesem Land kaufte Pestalozzi 100 Jucharten, zu dem Spottpreis von 10 fl. die Juchart, schnell zusammen. Dann baute er ein Haus, schön und köstlich, aber unzweckmäßig eingerichtet, und stellte noch andere Gebäulichkeiten her. Und als alles fertig war, nannte er sein Gut „Neuhof.“ Für diese Bauten hatte Pestalozzi sein ganzes väterliches Vermögen hergegeben. Er war damals 22 Jahre alt.

Er gewinnt eine schöne und tugendreiche Jungfrau lieb.

Der Sohn eines reichen Kaufmanns, Schultheß, in Zürich, war Pestalozzi's Freund. Der hatte eine schöne junge Schwester, Anna, und Pestalozzi, der oft ins Haus kam, gewann die Jungfrau lieb. Sie nahm an seinen Plänen warmen Antheil, und schien auch ihm nicht abgeneigt. Aber er war arm und sie — war reich. Das hat schon viel Hindernis in der Welt gegeben.

Doch hing er Tag und Nacht seinen Wünschen nach, und träumte sich schon einen Himmel auf Erden. Plötzlich unterließ er seine bisherigen Besuche. Das war aber nur, um seine Geliebte vor dem Geschwätz der Leute zu schützen. Auch kam ihm vor, es führe ihn kein eigentliches Geschäft hin, und er könnte sein Herz der Welt bald verrathen. Er schrieb ihr also einen großen Brief, darin bat er sich die Erlaubnis aus, Briefe mit ihr wechseln zu dürfen. Das sei das beste Mittel, einander kennen zu lernen, meinte er; es zeige sich dann, ob sie für einander geschaffen seien.

Ein Stück von dem Brief, den er ihr schrieb.

„Von all' dem Unziemlichen, das sich in meiner äußern Gestalt und in meiner körperlichen Haltung vorfindet, will ich nicht einmal reden. Es ist jedermann bekannt, wie viel dessen ich an mir habe. Man tadelt an mir ein ungebührliches Hin- und Herlaufen: es ist wahr, überall gibt 's Leute, die meine Bekannten sind, oder Gegenstände, die mich, wenn ich sie sehe, ausschließlich beschäftigen; allein wenn ich mich da aufhalte, so geschieht es aus gutem Willen, etwas zu nützen. Ich kenne und ich bereite mir auch die Annehmlichkeit, die es bringt, wenn man für sich allein ist, besonders die Freuden des häuslichen Lebens; es würde mich glücklich machen, dieser in der Zukunft noch mehr theilhaft zu werden; die Zeit, überall Freunde zu haben, ist für mich vorüber; dennoch bedaure ich es nicht, daß sie einmal für mich da gewesen ist, und ich ihr mich hingegeben habe; ich lernte meine Mitbürger kennen, und werde mir das immer zu nutz machen. Gesund und kräftig bin ich; allein obgleich ich nach Versicherung des Arztes keine Besorgnisse, in Kränklichkeit zu fallen, haben darf; so kommt 's mir doch vor, daß Ihr Leben länger dauern werde, als das meinige. Ich täusche mich gewis nicht, wenn ich voraussetze, daß mich ernste und mühevolle Lebensschicksale treffen werden. Unerwartete Zufälle können mir leicht die Freude und Ruhe des Gemüthes rauben; ich sehe das Unglück des Vaterlandes und meiner Freunde immer wie mein eigenes an, und um das Vaterland zu retten, kann ich Weib und Kind darob vergessen. Jetzt — so schloß er seinen Brief — jetzt kennen Sie, wie stark und wie schwach ich bin; entscheiden Sie nun! Ich bin zwar, wie sie wissen, leicht von unangenehmen Gefühlen außer mich selbst gebracht; sollten Sie aber für besser halten, mich abzuweisen, so hoffe ich Stärke genug in mir zu finden, mich als vernünftiger Mann und Christ darein zu fügen. Ich liebe Sie von ganzem Herzen! Ich sehe in Ihnen eine treffliche Gattin und Mutter; nach ernster reiflicher Ueberlegung bin ich zur Gewisheit ge-

kommen, daß ich mein Glück in Ihnen finde, insofern Sie das ihrige auch in mir finden."

Noch etwas von seiner eigenen Person, und wie er Hochzeit macht.

So offen und redlich malte sich der Jüngling, und so war er auch. Immer noch der lebhafte Stürmer, auch immer noch nachläßig und unordentlich, auf den ersten Anblick fast häßlich. Schwarz und mager, im Gesicht voll Blatternarben, lange, steife, schwarze Haare, dunkle Augen tief im Kopf, bald liebreich wie ein Engel, bald finster, bald zornig blickend. Immer noch auf der Straße, wie in Gesellschaft, das weiße Halstuch im Mund. Eine seltsame, wunderbare Figur!

Die Jungfrau schenkte darauf dem edeln Jüngling Herz und Hand. Die Eltern machten zwar einige Anstände, aber endlich gaben auch sie ihr Jawort. Und am 24. Januar anno 1769 hat Pestalozzi Hochzeit gemacht, und ist bald darauf jubelnd und überglücklich im Neuhof eingezogen.

Wie es ihm da gegangen ist.

Du fragst das vielleicht mit klopfendem Herzen, lieber Leser! Nicht gut ist es ihm gegangen, gar nicht gut. — Der arme Pestalozzi! — Der Grapp wollte nicht gedeihen. Er hätte gut gedeihen müssen, bis er zufrieden gewesen wäre. Er hatte zu große Hoffnungen. Rechnen und mit Geld umgehen konnte er nicht. Die „Tischtrucke" war der Geldkasten. Jeder nahm. Dem Einzelnen ging er nicht nach, immer hatte er nur das Große, Ganze im Aug. Dann war er in der Wahl des Mannes, dem er die Leitung des Gewerbes anvertraut hatte, unglücklich, und alles gerieth ins Stocken. Es ging rückwärts.

Pestalozzi wird seinem Schicksal überlassen.

Das Handelshaus in Zürich bekam von allen Seiten her schlechte Berichte. Es erschrak. Unverzüglich sandte es zwei erfahrne Männer nach dem Neuhof, um die Lage der Dinge zu

untersuchen. Sie erstaunten über die großen Ankäufe, über die Rauheit und Unfruchtbarkeit des Bodens, aber am meisten über das schlecht eingerichtete Haus, und kehrten traurig und misvergnügt heim. Das Handelshaus zog sich mit einem Verlust von 5000 fl. aus dem ganzen Handel, und — überließ den Unglücklichen seinem Schicksal. Pestalozzi sagt selbst, es sei deshalb alles drunter und drüber gegangen, weil er zu einem Unternehmen, das praktische Kräfte erforderte, total untüchtig gewesen sei.

Jetzt richtete Pestalozzi eine Sennerei ein, und pflanzte anstatt Grapp — Esparsette. Aber auch dieser Versuch schlug fehl, und Pestalozzi war nun ärmer als ein Bettler. All sein Vermögen hatte er verloren. Noch mehr, er stak in Schulden bis an den Hals. Hunger, Mangel und Elend waren jetzt bei ihm zu Haus. Das war anno 75.

Was Pestalozzi in Noth und Elend unternommen.

Nun, lieber Leser, sollst Du Dinge hören, worüber Du höchlich wirst erstaunen. Du wirst nicht wissen, ob Du den Mann mehr bedauern, bewundern oder lieben sollst. In diesem äußersten Elend macht er sein Haus zu einer Erziehungsanstalt für verlaufene heimatlose Bettelkinder. Er will sie ernähren, kleiden, unterrichten, erziehen; er will sie dem Elend und Verbrechen entreißen, und sie dann dem Staat als gute und nützliche Menschen wieder zurückgeben.

Viele meinten, der Mann sei verrückt, aber auch viele nahmen warmen Antheil an seinem Vorhaben, und versprachen thätige Hülfe.

Sprich, lieber Leser, wo unter den Sterblichen hast Du solche Liebe gefunden? Und Liebe war's allein, Liebe zu Gott und dem Menschengeschlecht, die ihn zu diesem Entschluß gebracht hat. Ihn jammerte mehr als je das arme, verdorbene Volk. „Er mußte ein Bettler werden, um Bettler zu lehren, Menschen zu sein. . .!“

Wie er die Bettelkinder zu guten Menschen erziehen wollte.

Pestalozzi meinte, er könne die armen Kinder auf seinem Gut erziehen, ohne daß es ihn einen Rappen koste. Sie sollten durch Arbeit ihr Brod selbst verdienen. Er wollte der Welt zeigen, wie die ganze Zeit wieder ins Geleis gebracht werden könne; daß nicht nur für die Reichen und Vornehmen das Licht des geistigen Lebens leuchte, sondern daß es auch für die Armen aufgegangen sei. Er meinte, daß ohne diese Hülfe das niedere Volk zu einer immer wachsenden Verächtlichkeit herabsinken müßte, bis zuletzt eine schauderhafte Trennung im bürgerlichen Leben unvermeidlich wäre. Begeistert schrieb er einen Erziehungsplan, und sandte ihn in die Welt hinaus. Die Kinder sollten bei gutem Wetter auf dem Feld arbeiten, bei schlechtem und im Winter in der Stube ihr Brod mit Baumwollespinnen und Weben verdienen. Die Knaben sollten dem Feldbau, die Mädchen dem Hauswesen und dem Gartenbau sich widmen. Eine herrliche, menschenfreundliche Anstalt! Freunde von nah und fern gaben Geld dazu. Zerlumpte Bettelkinder kamen zu Haufen daher. Anno 1775 wurde die Anstalt mit 50 Kindern eröffnet. Eine Haushälterin, sieben Personen, welche die Kinder spinnen und weben lehren mußten, und vier Knechte für den Landbau bildeten den Haushalt. Er selbst mit seiner Frau besorgte die geistige Erziehung und Bildung der Kinder. Pestalozzi war den Kindern Vater, Lehrer, Freund. Er gab ihnen Brod, Kleider, Arbeit; bei der Arbeit lehrte er sie reden, singen, zählen, beten, ihre Sinne gebrauchen, und bildete und erwärmte ihr Herz. „Bete und arbeite“ hieß es in seinem Haus.

Wie alles wieder mislingt, und was man allerlei über ihn sagte.

Aber Pestalozzi war zu gut und konnte der wilden, verdorbenen Buben nicht Meister werden. Auch kamen böse Eltern und hetzten die Kinder auf, oder nahmen sie bei Nacht und Nebel, wenn sie gut gekleidet und gefüttert waren, fort. Unord-

nung brach mehr und mehr ein. Und in dieser Unordnung dehnte er seine Spinnerei aus, trieb Handel mit seinen Tüchern, und besuchte die Messen. Aber alles mislang. Er wollte feines Garn haben, ehe die Kinder grobes spinnen, und wollte Musseline haben, ehe sie grobes Baumwollentuch weben konnten. Mit Geld konnte er immer noch nicht umgehen; er führte auch keine Bücher. Man betrog ihn auf allen Seiten. Er war in Gefahr, Vermögen, Ehre und guten Namen einzubüßen. Mit jeder Woche stieg die Noth. Seine Frau lag schwer krank darnieder. Er hatte kein Geld, kein Brod, kein Holz. Er hungerte und fror, und seine Frau und seine Kinder mit ihm. Die Gläubiger drängten ihn, wo er ging und stand. Man spottete und lachte über ihn, man schämte sich seiner, man floh ihn. „Unglücklicher! hieß es, andern willst du helfen, und kannst dir selber nicht helfen!" — „Er ist ein Tropf, er kommt noch ins Narrenhaus"! sagten andere. Lavater sagte das Wahre: „Wär ich ein Fürst, so würd ich Pestalozzi in allem, was das Landvolk und die Verbesserung seines Zustandes beträfe, zu Rath ziehen, aber ihm nie einen Heller Geld in die Hand geben."

Ein Freund in der Noth, und wie Pestalozzi selbst über sein Mislingen dachte.

Nur Iselin in Basel, der edle Menschenfreund, der hielt ihn empor, stärkte ihn im Glauben an sich selbst, und gab ihm die besten Räthe.

Lieber Leser! Es kann Dir sonderbar vorkommen, aber doch bleibt's wahr: für Pestalozzi war's ein Glück, daß die Anstalt sich auflöste. Er hätte doch nur seine Kraft unnütz aufgerieben. Er war dem nicht gewachsen. Aber ein Großes hatte er gewonnen: Erfahrung. Er kannte jetzt den Entwicklungsgang des Kindes, und ahnte auch schon die Gesetze einer vernünftigen Erziehung.

Hör nur, lieber Leser, was Pestalozzi selbst über diesen Ausgang sagt: „Gott lehrte mich, daß er kein Wohlgefallen hat am Opfer unreifer Früchte, und daß der Mensch in seinem

Thun auf ihn warten und harren muß, bis einem jeden Ding seine Stunde da ist. Anbetend dank ich ihm die große Lehre meines Lebens, daß ohne Weisheit kein Segen und ohne Erfahrung keine Weisheit auf Erden; daß große Thaten große Weisheit fordern, und daß Kinder und Thoren allein glauben, daß sie Weisheit besitzen, ehe sie Erfahrung haben. Unter zehntausenden bleibt vielleicht nicht einer so lang ein thörichtes, leichtgläubiges Kind, als ich es blieb."

Anno 1780 gab er Landwirthschaft, Handel und Fabrikation auf, mithin ging auch die Armenanstalt ein. Das Gut verpachtete er.

Pestalozzi fängt an, Bücher zu schreiben.

In den ärmsten und traurigsten Tagen seines Lebens war Pestalozzi einige Zeit wie verlassen zu Zürich. Seine Freunde hielten ihn für einen Mann, dem nicht mehr zu helfen sei.

Damals aber wollte die Regierung die alten buckligen Thorwächter abschaffen, und dafür neumodische steife Soldaten hinstellen. Das gefiel vielen in der Stadt nicht. Sie liebten das einfache Alte. Pestalozzi und sein Freund, der Buchhändler Füßli, waren auch unter diesen. Sie ärgerten sich über die einfältige Neuerung. In einem launigen Augenblick schrieb Pestalozzi auf ein Blatt Papier eine Pasquille hin. Das Blatt lag auf Füßli's Schreibtisch, als dessen Freund Heinrich, der spätere große Maler, genannt Londoner Füßli, ins Zimmer trat. Im Verlauf des Gesprächs nahm der Maler das Blatt in die Hand, las es durch, und erstaunt wieder durch, und rief dann aus: „Sapperment! wer hat das gemacht? — Du Pestalutz? Daß wir doch Narren waren! Schreiben mußt du, Bücher schreiben, Schriftsteller mußt du werden! Da kannst du Geld verdienen wie Stein!"

Pestalozzi stand jetzt, Mund und Augen offen, als wär er aus einem Traum erwacht. Dann sagte er aber: „Seid doch vernünftig, ich kann ja keine Zeile ohne Fehler schreiben; hab ja seit mehr als sechszehn Jahren kein Buch in der Hand

gehabt!“ Die Freunde drangen aber in ihn, er soll etwas probieren, und Pestalozzi ließ sich dazu bereden. „Denn, sagte er später, ich hätte mir selb Mal nichts daraus gemacht, Perüken zu machen, um für Weib und Kind Brod zu verdienen.“

Er ging heim. Auf seinem Tisch lagen offen: Marmontel's moralische Erzählungen. „Könnt ich vielleicht auch so was machen?“ fragte er sich selber, und griff nach der Feder. Papier hatte er keins, und Geld auch keins, sich solches zu kaufen. Also was that er? Er nahm ein altes Handlungsbuch, und schrieb auf die leren Blätter und Ränder nach einander etwa sechs kleine Erzählungen. Keine wollte ihm gefallen. Es ging nicht. Jetzt fing er eine große an. Die floß aus seiner Feder, er wußte nicht wie. Er hatte keinen Plan. Er schrieb nur drauf zu. Wenn er wieder ein Kapitel fertig hatte, so wußte er noch nicht, was jetzt kommen sollte. Mitten im Schreiben stand er dann auf, lief wie ein Trunkener im Hausgang auf und ab, murmelte laut vor sich her, und dichtete an seiner Erzählung. War er vom Schreiben müd, so diktierte er seiner Frau, korrigierte es dann, strich aus, schrieb wieder hinein und strich wieder aus. An schönen Tagen machte er sich auf und davon in den Birrwald, irrte ganze Tage umher, ohne zu essen, und ersann Neues zu seiner Erzählung. Auf der Straße mochte ihm begegnen, wer wollte, er grüßte niemand, denn er sah niemand, so vertieft war er in Gedanken. Wie daheim, so murmelte er auf der Straße oder im Wald laut vor sich her, das weiße Halstuch im Mund, und wer von den Bauern ihn sah und hörte, der glaubte, es sei denn doch nicht ganz richtig mit dem „Herrn Pestalutz.“ — Aber was geschah? Nur wenige Wochen waren um, so lag ein Buch fertig da, und er gab ihm den Namen:

Lienhard und Gertrud.

Pestalozzi hatte ein Volksbuch geschaffen, das bis auf den heutigen Tag seines gleichen noch immer sucht. Inhalt und Sprache sind nicht g e m a c h t, sie sind e r l e b t. Er hatte das

Reden und Thun des Volkes so getreu und wahrhaft geschildert, hatte eine Haushaltung und eine Gemeinde so sinnig, anschaulich und lehrreich gezeichnet, daß es zum Erstaunen ist. Ohne es zu wissen, hatte er ein Haupt- und Handbuch seiner Erziehung geschrieben.

Leser, schaff Dir das Buch an, fang es an zu lesen — Du kannst nicht mehr aufhören — lies es zu Ende, — ergötzt und belehrt wirst Du es aus der Hand legen.

Was sich mit dem Buch ferner zugetragen.

Er brachte das Buch einem Freund auf Zürich. Der meinte, es sei lehrreich und anziehend, aber so furchtbar voll Fehler und über alle Maßen übel und grob gestaltet, daß es gar nicht gedruckt werden könne. Er wolle es korrigieren lassen. „Ja freilich, das ist mir recht," sagte Pestalozzi wie ein Kind. Er übergab ihm also die ersten 3 oder 4 Bogen. Aber wie erstaunte er, als er diese Bogen nicht nur korrigiert, sondern ganz umgearbeitet wieder überkam. Es war eine eigentliche theologische Studentenarbeit. Das reine Naturgemälde des wahren Bauernlebens, wie es nackt, aber treu und einfach dargestellt war, hatte jetzt eine frömmelnde Kunstform. Die Bauern im Wirthshaus redeten jetzt wie steife Schulmeister und Pfarrer — kurz, von seinem Buch war kein Schatten mehr.

Er reiste also auf Basel, und ging zum Hrn. Rathsschreiber Iselin. Und daran hat er gut gethan. Der Freund hatte eine unaussprechliche Freude an dem Buch. Er sagte geradezu: „So ein Buch gibt's keins in der Welt! Die Ansichten, die darin herrschen, sind dringendes Bedürfnis unserer Zeit; den Schreibfehlern ist leicht abzuhelfen." Er übernahm also die Sorge für den Druck. Doch sagte er: „Viel Geld wird's nicht geben, weil Sie als Schriftsteller neu sind, und noch keinen Namen haben."

Er schrieb auch sogleich an Decker nach Berlin. Der berichtete, er zahle so viel Dublonen, als das Buch Bogen

habe, und wenn's eine zweite Auflage gebe, so wolle er für jeden Bogen abermal so viel zahlen. Potz tausend, was für Augen machte da unser arme Pestalozzi! So viel hatte er nicht erwartet.

Anno 1781 ist das Buch erschienen, und hat in Deutschland und in der Schweiz, bei Jung und Alt, bei Arm und Reich, schnell ein Aufsehen gemacht, wie nicht leicht ein anderes. Alle Zeitungen und bald alle Kalender waren voll davon. Die ökonomische Gesellschaft in Bern schenkte Pestalozzi zum Dank 50 Dukaten und dazu eine große goldene Medaille, auch 50 Dukaten werth, und darauf war zu lesen: civi optimo, will sagen: Unserm besten Bürger. Die Familie Pestalozzi gab ihm 100 Thaler. Der Junker Effinger v. Wildegg holte ihn in einem Wagen mit Lakaien auf sein Schloß zum Mittagessen. Bonstetten wollte ihn ins Waadtland, viele Große wollten ihn nach Wien nehmen. So schnell hatte sich alles geändert. Der Mann war wie in einer neuen Welt.

Pestalozzi fährt fort, Bücher zu schreiben, macht eine Reise und lernt viele große Männer kennen.

Pestalozzi aber ließ sich nicht bewegen, seinen Neuhof zu verlassen. Bekannte und Hausfreunde munterten ihn dazu auf, mehr solche unterhaltende Bücher zu schreiben. Aber diese hatten Pestalozzi wol nicht verstanden. So ein Buch, wie Lienhard und Gertrud, kann man eben nur e i n Mal schreiben. Doch setzte er aus Geldnoth das Bücherschreiben fort. Es brachte ihm aber wenig Gewinn.

Im Jahr 1782 machte Pestalozzi eine große Reise nach Deutschland, und besuchte die Schulen. Aber die gefielen ihm gar nicht, weil sie auch schlecht waren, wie bei uns in der Schweiz.

Bei dieser Gelegenheit wurde er mit vielen großen Männern bekannt, z. B. mit den Dichtern Klopstock, Göthe, Wieland, Herder.

Daheim kostete ihn sein Landgut immer viel, und trug ihm wenig ein. Es machte das Elend seines Lebens aus.

Ohne großen Schaden konnte er es nicht verkaufen. Die Umstände wurden immer bedenklicher.

Die Revolution bricht aus. Die Franzosen kommen ins Land und verheeren Nidwalden.

Die Schreckenszeit in Frankreich war unter der Zeit herangenaht. Alles Bestehende ward angegriffen, dann umgeworfen. Die Revolution hatte die Menge für frei erklärt. Diese aber konnte von der Freiheit keinen andern Gebrauch machen, als sich selbst und das ganze Land an den Rand eines furchtbaren Untergangs zu bringen. Doch in dieser schreckenvollen Ordnung der Dinge lag ein gesunder Keim. Damals schon hatte er Wurzeln und einen mächtigen Stamm geworfen, später Aeste, Zweige und Blätter getrieben, und heut zu Tag — da genießen wir von dem Baum schon köstliche Früchte. Es ist der Baum der Freiheit! Bald, bald wird er stärker grünen, und gesegnete Früchte im Ueberfluß unsern Kindern und Enkeln tragen!

Jetzt fing man endlich an, unsern Pestalozzi zu verstehen und zu werthen. Man sah, daß seine Ansichten über Volkserziehung und Volksglück denn doch keine leren Träumereien seien. Man versprach ihm von oben herab Hülfe. Schnell brachte er seine alten Erziehungswünsche, so viel er konnte, in Umlauf, und legte sie einigen einflußreichen Freunden vor. Er hatte im Sinn, eine Erziehungsanstalt zu gründen, und zu diesem Zweck im Zürichgebiet oder Aargau ein günstiges Lokal zu suchen. Aber das Unglück von Nidwalden zeigte den Ort, den der Menschenfreund wählen mußte.

Die Schweiz sollte auch nach Art der französischen Republik umgeformt werden. Keine Kantone sollte es mehr geben, nur eine „eine und untheilbare Republik.“ In Paris wurde die helvetische Verfassung entworfen, und eine Regierung im Sinn und Geist der neuen Ordnung eingesetzt.

Aber die Städte und die Waldkantone waren dagegen, und rüsteten sich zu offenem Kampf. Da kamen anno 98 die

Franzosen ins Land; vor ihren Waffen fiel das alte starke Bern, es fiel Solothurn. Der Franzos brachte aber keine Freiheit. Volk und Obrigkeit mußten seinen Befehlen gehorchen. Er plünderte, raubte, brannte, mordete....!

Da geschah's, daß das Völklein der Nidwaldner, durch einige fanatische Priester gehetzt, verzweiflungsvoll sich dem Strom der Feinde entgegenstellte. Furchtbar war der Kampftag vom 9. September. Das unglückliche Volk unterlag. Mord und Brand wüthete nun durch die stillen, gesegneten Thäler, und Ach und Weh tönte schauerlich an den Felshängen wieder. — Vierhundert Einwohner hatten das Leben durch die Waffen der Feinde verloren, viele hundert die Heimat verlassen. Andere lagen im Kerker. Die noch stehenden Gebäude und Hütten reichten nicht hin, den übrig gebliebenen Familien nur kümmerlich Obdach zu geben.

Pestalozzi geht aus Liebe zu den Unglücklichen auf Stanz, und wird ein Vater verwahrloseter Waisen.

Nun hatte unser Pestalozzi keine Ruhe mehr. Den unglücklichen Waisen wollte er ein Vater werden. Auch die helvetische Regierung, die zum Theil Schuld an dem Unglück war, sah es als dringend an, Nidwalden wieder aufzuhelfen. Sie bat unsern Pestalozzi, seinen Erziehungsversuch unter diesen unglücklichen Bürgern zu machen. Er ging. „Mein Eifer, das hat er nachher selbst gesagt, einmal an den großen Traum meines Lebens Hand anlegen zu können, hätte mich dahin gebracht, in den höchsten Alpen, ich möchte sagen, ohne Feuer und Wasser anzufangen, wenn man mich nur einmal hätte anfangen lassen.“ — Die Regierung wies ihm das neue Gebäude der Klosterfrauen in Stanz zur Wohnung an. Allein das war, als er hinkam, noch nicht ausgebaut, und für ein Waisenhaus gar nicht eingerichtet. Es mußte also in brauchbaren Stand gestellt werden. Dazu ließ die Regierung die nöthigen Anstalten treffen, und ließ es auch an Geld nicht fehlen. Sonst aber mangelte es an allem, und die Kinder

drängten sich herzu, ehe weder Küche, noch Kammern, noch Betten für sie in Ordnung waren. Das gab große Verwirrung. Pestalozzi war in den ersten Wochen mit seinen Kindern in einem kleinen Gemach eingeschlossen. Die Luft war ungesund, schlechtes Wetter schlug noch dazu, und der Mauerstaub, der alle Gänge füllte, war unausstehlich. Pestalozzi mußte im Anfang viele arme Kinder wegen Mangel an Betten des Nachts heimschicken. Die kamen dann am Morgen mit Unziefer beladen zurück. Die meisten waren in einem sehr verwahrloseten Zustand. Viele kamen mit eingewurzelter Krätze, daß sie kaum gehen konnten; viele mit aufgebrochenen Köpfen voll Unziefer; viele hager wie Gerippe, gelb, grinsend, mit Augen voll Angst und Stirnen voll Runzeln des Mistrauens; einige frech, des Bettelns, des Lügens, des Heuchelns und aller Falschheit gewohnt; andere vom Elend erdrückt, duldsam, aber mistrauisch, lieblos und furchtsam; dann einige Zärtlinge, die es vorher gut gehabt hatten, nun aber voll Ansprüche waren. Diese hielten zusammen, blickten mit Verachtung auf die bettel- und hausarmen Kinder und fanden sich in der neuen Gleichheit nicht wohl. Trägheit, Mangel an Uebung des Geistes und des Körpers waren allgemein. Unter zehn Kindern konnte kaum eins das ABC. Von anderem Können war gar nicht die Rede.

Pestalozzi ist unverzagt, denn er vertraut auf Gott.

Der Mangel an Schulbildung beunruhigte aber unsern Pestalozzi am allerwenigsten. Er wußte, daß der liebe Gott in alle Kinder Kräfte gelegt habe; glaubte aber, diese Kräfte seien bei rohen und verwilderten Kindern nur misleitet. Er wollte den Schlamm entfernen, und dann, so meinte er, werde sich das andere schon geben. Aber wie das alles machen, das wußte er wahrlich selbst noch nicht. Er war noch nicht mit sich im Klaren. Er vertraute aber auf Gott, und glaubte fest, sein gutes Herz werde den Zustand seiner Kinder so schnell ändern, als die Frühlingssonne den erstarrten Boden

des Winters. Er irrte sich nicht. Ehe noch die Frühlingssonne den Schnee unserer Berge schmelzte, kannte man seine Kinder nicht mehr. Aber — ich will nicht voreilen.

Lieber Leser! Du sollst nun dem Wachsthum seiner Pflanze zuschauen, wie Du vielleicht schon am Abend Deiner Rebe zuschautest, die schnell an Deinem Geländer aufschoß. Aber gib Acht! Ein böser Wurm nagt an den herrlichen Blättern und dem Stamm, und — die Rebe welkt, ehe die Früchte reif sind.

Er muß allein Hand ans Werk legen.

Nur mit einer Haushälterin allein fing Pestalozzi seine Anstalt an. Er wollte und mußte es auch allein thun, wenn er seinen Zweck erreichen wollte. Auf Gottes Erdboden zeigte sich keine Seele, die ihn begriff; also war auch niemand, der ihm hätte helfen können. Je gelehrter die Leute waren, mit denen sich etwas hätte thun lassen, desto weniger verstanden sie ihn; desto weniger konnten sie da anfangen, und es so machen, wie er es wollte. Weil er aber selber noch nicht recht wußte, wie alles anfangen, so konnte er auch keinem Gehülfen Anleitung dazu geben.

Er hatte im Sinn, die Kinder zu unterrichten ohne Bücher, ohne Lehrmittel. Die Dinge, die überall um uns herum, in der Natur, vorkommen, sollten die Lehrmittel abgeben. Das konnten sich die Gelehrtesten gar nicht denken, und doch war das ein wichtiger Punkt.

Was war jetzt anzufangen? Antwort: Er mußte es selbst machen, er mußte es vormachen, er mußte seine Ansichten klar machen. Erst dann durfte er auf fremde Hülfe rechnen.

Wie eine gute Schule sein solle, und etwas von des Kindes Wille.

Nun schwebte ihm dunkel vor: Die Schule müsse gleich einer Haushaltung sein; nur wenn der Schulunterricht die häusliche Erziehung nachahme, so

habe er Werth für das Menschengeschlecht. „Ein Schulunterricht, das sind Pestalozzi's eigene Worte, der nicht auf das Leben im Haus gebaut ist, führt in meinen Augen nicht weiter, als zu einer künstlichen Verschrumpfung unsers Geschlechts." So dachte Pestalozzi. Daß sein Herz an seinen Kindern hange, daß ihr Glück sein Glück, ihre Freude seine Freude sei: das sollten seine Kinder vom frühen Morgen bis zum späten Abend in jedem Augenblick auf seiner Stirne lesen und auf seinen Lippen ahnen. Er wollte also das Zutrauen und die Liebe seiner Kinder gewinnen. „Gelingt mir das, dachte er, dann kommt das übrige von selbst." Und da dachte unser Pestalozzi ganz wahr.

Vernimm ferner, was Pestalozzi so schön und wahr sagt: „Das Kind hat so gern ein offenes Ohr für das Gute; aber es will es nicht für Dich, Lehrer; es will es nicht für Euch, Eltern; es will es für sich selber. Und alles, was es lieb macht, das will es; alles, was ihm Ehre bringt, das will es; alles, was große Erwartungen in ihm rege macht, das will es; alles, was in ihm Kräfte erzeugt, was es sprechen macht: Ich kann es! — das will es. Aber dieser Wille wird nicht durch Worte, nein! sondern durch Deine Besorgung des Kindes, und durch die Gefühle und Kräfte, die durch Deine gute Besorgung in ihm geweckt werden, erzeugt. Die Worte machen nicht den Willen aus, geben nicht die Sache selbst, sondern nur eine deutliche Einsicht, das Bewußtsein von ihr."

Der edle Menschenfreund wird von dem Volk verkannt.

Das unglückliche Nidwalden hatte durch Feuer und Schwert, wie Du gehört, alle Schrecknisse des Krieges erfahren. Das Volk verabscheute großentheils die neue Verfassung. Es war erbittert gegen die Regierung, und hielt selbst ihre Hülfe für verdächtig. Und Pestalozzi, das siehst Du ein, stand unter ihnen als ein Geschöpf der neuen verhaßten Ordnung. Dann

war Pestalozzi reformiert, und die Nidwaldner waren katholisch. Einen Reformierten hatten sie noch nie in einem öffentlichen Dienst, geschweige denn als Erzieher und Lehrer ihrer Kinder mitten unter ihnen wohnen gesehen. Wie ging's da? Man hielt eben den Menschenfreund für einen Ketzer, der das Seelenheil ihrer Kinder in Gefahr bringe.

Ein Freund, der ihn versteht, nimmt sich seiner vor den Augen des Volks an.

Ungefähr zur selben Zeit schickte die helvetische Regierung den Herrn Zschokke als Prokonsul, oder Regierungsstatthalter, mit ganzer Vollmacht nach Nidwalden, um dem unglücklichen Lande Ruhe, Ordnung und Frieden zu geben. Da fand er Pestalozzi. Zschokke kannte ihn schon von Zürich her. Sie waren die besten Freunde, und nannten sich einander mit dem brüderlichen Du. Zschokke sah bald, wie die Unterwaldner Pestalozzi verachteten, wie sie ihn für einen hungrigen Landstreicher, oder gar für einen gutmüthigen Halbnarren hielten. Aber er sah auch, wie sein Freund durch Vernachläßigung seines Aeußern selber diese Urtheile veranlaßt hatte. Denn gar oft konnte man ihn auf der Straße erblicken, wie es allenfalls zu Haus angehen mochte: ohne Hut, im buschigen Haar, mehrtägigem Bart, eingetretenen oder ungebundenen Schuhen, lotterigen oder gar herabfallenden Strümpfen, den Rock ungebürstet, verkehrt geknöpft u. s. f. Wenn ihm dann Zschokke vorstellte, was für üble Wirkungen sein Benehmen im Volk verursache, so gab er zur Antwort: „Laß mich, Freund! Ich bin arm, und will arm sein. Ich bin reich, und will nur reich durch meine armen Kinder sein. Die verstehn mich; am Verstand der andern ist nichts mehr gelegen; sie haben keinen oder er ist verrenkt und verzerrt.“ Das hinderte aber Zschokke nicht, in Amtstracht seinem Freund den Rock zu bürsten, ihm sein Halstuch oder seine Weste zurechtzuschieben. Und um den Unterwaldnern zu zeigen, daß sie an Pestalozzi keinen Land-

streicher zum Lehrer haben, ging er mit ihm spazieren. Arm in Arm lustwandelten sie dann stundenlang auf dem Platz in Stanz auf und ab, und einer belehrte und ermuthigte den andern. Wenn solches das Volk sah, so wurde es vernünftiger, und die Spottreden hörten auf.

Wie ein Vater die Liebe seiner Kinder gewinnt.

Pestalozzi war seinen Kindern alles in allem. Er war vom Morgen bis Abend soviel als allein in ihrer Mitte. Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geschah, ging aus seiner Hand. Jede Hülfe, jede Handreichung in der Noth, jede Lehre, die sie erhielten, ging von ihm aus. Seine Hand lag in ihrer Hand, sein Aug ruhte auf ihrem Aug. Seine Thränen flossen mit den ihrigen, und sein Lächeln begleitete das ihrige. Sie waren außer der Welt, sie waren außer Stanz, sie waren bei ihm, und er, ihr Vater, war bei ihnen. Ihre Suppe war die seinige, ihr Trank war der seinige. Waren sie gesund, stand er in ihrer Mitte; waren sie krank, er stand an ihrer Seite. Er schlief in ihrer Mitte. Er war am Abend der letzte, der ins Bett ging, und am Morgen der erste, der aufstand. Er betete und lehrte noch im Bett mit ihnen, bis sie einschliefen; sie wollten es so. Daher kam es, daß die Kinder allmälig den Mann so lieb gewannen, daß sie dem, was sie Dummes und Verächtliches selbst von ihren Eltern und Freunden gegen ihn hörten, widersprachen. Sie fühlten, daß ihm Unrecht geschah, und — sie liebten ihn nur doppelt dafür.

Auf Regen und Ungewitter folgt Sonnenschein.

Doch gab es auch solche, die nicht so leicht an seine Liebe glaubten. Des Müßiggangs und aller Trägheit gewohnt, und von der Hoffnung getäuscht, im Kloster nach Klosterart gefüttert zu werden, und nicht arbeiten zu müssen, klagten bald mehrere über lange Zeit, und wollten nicht bleiben. Das misstimmte und ärgerte dann Pestalozzi ge-

waltig. Dazu wurden in den ersten Monaten eine Menge Kinder krank. Schlechte Witterung, feuchte Kälte des Klosters, und Veränderung der ganzen Lebensart waren Schuld daran. Es riß bald ein bösartiger Husten ein, und ein Faulfieber legte mehrere Kinder ins Bett. Dies Fieber griff immer mit Erbrechen an. Man schrieb es einer schlechten Nahrung zu. Kein einziges starb jedoch. Und es kam nachher an den Tag, daß das Uebelbefinden vieler Kinder zwar von der Nahrung herkam, aber für ihre Gesundheit nur wohlthätig war. Die Kinder hatten nämlich im Anfang gar viel Habersuppe gegessen. Das Volk meinte, sie sei Schuld am Krankwerden. Es war auch wahr. Aber sie war es nicht als elendes Nahrungsmittel, sondern als Arznei. Der Magen der Kinder war von früher her verdorben; die wenigen, die gesund waren, trüheten von Anfang an, nun auch die verdorbenen. Sobald der Frühling da war, blüheten die Kinder wie Rosen; ihr Wuchs, ihre Farbe änderte sich schnell, wie bei Menschen, die eine glückliche Kur gemacht haben. Geistliche und Vorgesetzte sagten, sie kennen die Kinder nicht mehr, so sehr habe sich ihr Aussehen gebessert.

Die Mütter und Väter locken ihre Kinder weg, und Pestalozzi ist ein geplagter Mann.

Das kranke Wesen dauerte indessen bei einigen ziemlich lang, und ward durch die Eltern noch verschlimmert. „Du gutes Kind, wie elend siehst du doch aus; ich vermag dich immer noch so gut zu erhalten, als du's hier hast; komm du heim!“ So sprachen viele Bettelmütter laut vor allen Kindern, wenn sie in die Stube traten. Der Sonntag war immer für den treuen Pestalozzi ein schrecklicher Tag. Da kamen dann solche Väter, Mütter, Brüder, Schwestern zu ganzen Haufen, zogen die Kinder auf die Straße, und im Kloster in alle Winkel, redeten meistens mit nassen Augen mit ihnen, dann weinten die Kinder auch und wurden heimwehig. Es war fast kein Sonntag, da nicht mehrere weg-

gelockt wurden; aber immer kamen doch wieder andere. Das Kloster war bald wie ein Taubenhaus, darin bald eine ein-, bald eine ausflog. Man denke sich die Folgen! Eltern und Kinder meinten bald, dem übelgeplagten Mann eine Gnade zu erweisen, wenn sie blieben. Ihrer viele frugen bei den Kapuzinern, ob denn der Mann auch gar nichts anderes zu erhalten wisse. Diese Leute meinten, er thue das alles aus Armut, darum benahmen sie sich gegen ihn so frei, oft etwas frech. Einige forderten ihm sogar Almosen, wenn sie, die Kinder da lassen müßten, und sagten, es gehe ihnen jetzt gar viel ab, weil sie dieselben beim Heischen nicht mehr bei sich hätten; andere sagten, mit dem Hut auf dem Kopf, sie wollen's noch ein par Tage probieren; andere wollten dem Pestalozzi Bedingungen machen, wie oft er sie zu ihnen heim lassen müßte.

Böse und gute Kinder, und ungleiche Früchte.

So gingen Monate hin, ehe der geplagte Pestalozzi die Freude hatte, daß ein Vater oder eine Mutter ihm mit einem heitern dankvollen Aug die Hand drückte. Die Kinder kamen früher zu sich selber. „Ich habe, sagte Pestalozzi, mehrere weinen gesehen, daß ihre Eltern kamen und gingen, ohne mich zu grüßen und ein „Behüt Euch Gott" zu sagen. Sie fühlten sich glücklich, und was auch ihre Mütter zu ihnen sagten, antworteten sie ihnen: „Ich hab es besser, als zu Haus." Wenn Pestalozzi allein, wie ein Vater, mit ihnen redete, dann erzählten sie ihm gern, wie unglücklich sie wären; die einen, wie sie tagtäglich in Zank und Streit leben müßten, wie sie nie einen ruhigen, freudigen Augenblick hätten; die andern, wie sie oft tagelang keine Suppe, kein Brod zu sehen bekämen; wieder andere, wie sie das Jahr durch in kein Bett gekommen; noch andere, wie sie von einer Stiefmutter verfolgt, und fast täglich mit Unrecht geschlagen würden. Und doch liefen eben diese Kinder den Morgen darauf mit den Müttern wieder fort. Sichtbar waren aber die, welche entliefen,

immer die dümmsten und schlechtesten. Auch konnte Pestalozzi sicher sein, man lockte ihm immer die Kinder nur dann heim, wenn sie von Unziefer frei waren. Ja viele kamen in der bestimmten Absicht, sich reinigen und kleiden zu lassen, und dann wieder zu gehen. Einige hingegen sahen bald, daß sie bei ihrem Lehrer etwas lernen, und etwas werden könnten. Die blieben anhänglich und fleißig, wie von Anfang an, und das wirkte oft gut auf die andern. Sobald sie sahen, daß sie es zu etwas bringen, so war ihr Eifer unermüdet. Kinder, die in ihrem Leben kein Buch in der Hand gehabt, kaum das Vaterunser und das Ave Maria auswendig konnten, kamen in wenigen Wochen dahin, daß sie mit dem größten Eifer vom frühen Morgen bis zum späten Abend lernten. Wenn Pestalozzi nach dem Nachtessen, insonderheit im Anfang, sie fragte: „Kinder, wollt ihr jetzt lieber schlafen oder lernen?" so gaben sie gewöhnlich zur Antwort: „Lernen." Dieser Eifer machte, daß Pestalozzi's Erwartungen weit übertroffen wurden. Die Anstalt wuchs immer an. Bis im Winter waren bei achtzig Kinder beisammen.

Pestalozzi will damit anfangen, das Gefühl für's Schöne und Gute zu beleben.

Pestalozzi hatte es unaussprechlich schwer. Wer wollte das nicht glauben! — Ein geordneter Unterricht war nicht möglich. Die Verwilderung der Kinder war noch im Weg. Aller Eifer half da nicht viel. Es wär auch nicht möglich gewesen, durch Zwang äußerer Ordnung und Ordentlichkeit, durch ein Einpredigen von Regeln und Vorschriften ihr Inneres zu veredeln. Sie hätten sich gerade dadurch nur entfernt; sie wären nur versunkener geworden. „Nothwendig mußte ich, sagt Pestalozzi selbst, das Gefühl für alles Gute und Schöne in den Kindern wecken und beleben." Er dachte, das Aeußere werde dann schon kommen. So mußte er auf den erhabenen Grundsatz Jesu kommen: „Machet erst das Inwendige rein, damit auch das

Aeußere rein werde.“ Wenn je, so hat sich dieser Grundsatz in Pestalozzi's Gang unwidersprechlich erprobt.

Pestalozzi wollte ferner seine Kinder zu guten Geschwistern machen. Er wollte eine einfache schöne Haushaltung bilden, worin der Geist der Liebe walten sollte. Es gelang. Man sah in kurzem bei siebenzig so verwilderte Bettelkinder mit einem Frieden, mit einer Liebe, mit einer Aufmerksamkeit und einer Herzlichkeit unter einander leben, wie es leider in wenigen kleinern Haushaltungen unter Geschwistern vorkommt.

Erst Gefühle, erst die Sache, dann das Wort. Erläuterungen hierüber.

Pestalozzi sagte: „Such zuerst Deine Kinder weitherzig zu machen, und Liebe und Wohlthätigkeit in ihnen zu wecken und zu gründen. Dann eigne ihnen viele Fertigkeiten an, damit sie dieses Wohlwollen und diese Liebe in ihrem Kreis auch ausüben können. Endlich und zuletzt komm mit den Worten. Knüpf diese an die täglichen häuslichen Auftritte und Umgebungen an, und sorg dafür, daß sie in Deinen Kindern klarer machen, was in ihnen und um sie vorgeht. Aber wenn Du Nächte durchwachen müßtest, um mit der That, mit dem Beispiel zu zeigen, was andere mit zwanzig Worten erklären; so laß Dich Deine schlaflosen Nächte nicht dauern.“

Lieber Leser! wenn Du glaubst, Du verstehest diese Lehren nicht ganz, so wird Pestalozzi's Erziehungsweise sie Dir klar machen. Höre: — Pestalozzi hat seinen Kindern unendlich wenig erklärt; er hat sie weder Moral, noch Religion gelehrt; aber wenn sie still waren, daß man ein Mäuslein hätte gehen hören, dann fragte er sie mit einem unendlich holden Lächeln: „Werdet ihr nicht vernünftiger und braver, ihr lieben Kinder, wenn ihr so seid, als wenn ihr lärmet?“ Wenn sie ihm dann an seinen Hals fielen, und ihn Vater hießen, fragte er sie: „Kinder, dürft ihr eurem Vater heucheln?

Ist es recht, mich zu küssen, und hinter meinem Rücken zu thun, was mich kränkt?" — Wenn von dem Elend im Land die Rede war, und sie froh waren und sich glücklich fühlten, dann sagte er zu ihnen: „Ist Gott nicht gut, daß er das Menschenherz so mitleidig geschaffen?"

Auch fragte er sie zu Zeiten: „Ist nicht ein Unterschied zwischen einer Obrigkeit, die die Armen erzieht, daß sie sich für ihr ganzes Leben selber helfen können, und einer, die sie entweder sich selbst überläßt, oder sie mit Bettelbrod und in Armenhäusern erhält, ohne ihrem Elend wirklich abzuhelfen, und ihrem Laster und Müßiggang ein Ende zu machen?"

Viel und oft schilderte er ihnen das Glück einer stillen, friedlichen Haushaltung, die durch Fleiß zu einem sichern Brod, und in die Lage gekommen, unwissenden, unerzogenen und unglücklichen Menschen zu rathen und zu helfen. An seinen Busen gelehnt, fragte er manche schon in den ersten Monaten: „Wolltest du nicht auch gern, wie ich, im Kreis armer Unglücklicher leben, sie erziehen, sie zu guten Menschen machen?" Gott! wie sich dann ihre Gefühle erhoben, die Thränen in ihre Augen schossen, wenn sie antworteten: „Jesus Marie! wenn ich es auch dahin bringen könnte!"

So lehrte Pestalozzi, so erzog er seine Kinder. Nicht an Schulbänken lehrte er sie mit dürren Worten und Sätzen, was sie wissen, wollen und glauben müssen. Gefühle der Tugend ließ er dem Reden von dieser Tugend vorhergehen; denn er hielt es für bös, mit Kindern von irgend einer Sache zu reden, von der sie nicht auch wissen, was sie sagen.

Es freute sie über alles, nicht ewig elend zu bleiben; sondern einst unter ihre Mitmenschen mit gebildeten Kenntnissen und Fertigkeiten zu treten, ihnen nützlich werden zu können, und ihre Achtung zu genießen.

Sie fühlten, daß sie weiter kamen als andere Kinder; darum ward ihnen die Anstrengung bald leicht. Pestalozzi sah mit Freuden eine innere Kraft in den Kindern aufwachsen,

die seine Erwartung weit übertraf, und die ihn, wie er selbst gesteht, oft in Erstaunen setzte.

Noch einige Erläuterungen und Beweise hierüber.

Als anno 99 der Flecken Altorf durch Brand zerstört wurde, versammelte Pestalozzi die Kinder um sich her, und redete zu ihnen also: „Hört, liebe Kinder! Altorf ist verbrannt! Ach, vielleicht sind in diesem Augenblick hundert Kinder ohne Obdach, ohne Nahrung, ohne Kleidung. Wollet ihr nicht etwa zwanzig von diesen obdachlosen Kindern zu euch nehmen?“ „Ach ja, ach mein Gott ja!“ riefen alle, und frohlockten vor Freude. „Aber, Kinder! sagte Pestalozzi dann; denket dem nach, was ihr wünschet. Wir haben nicht so viel Geld, als wir wollen. Es kann sein, daß wir um dieser armen Kinder willen nicht mehr bekommen als vorher. Denket, um dieser Kinder willen könnt ihr vielleicht in die Lage kommen, mehr arbeiten zu müssen, ihnen von euren Kleidern geben zu müssen. Und wenn ihr gar euer Essen mit ihnen theilen müßtet? wie dann . . . ? Saget also nicht, daß ihr diese Kinder wünscht, als wenn ihr euch alles das, um ihrer Noth willen, gern und aufrichtig gefallen lassen wollt.“ Pestalozzi sagte das mit aller Stärke, die ihm möglich war, und ließ die Kinder selber wiederholen, was er gesagt hatte, um sicher zu sein, daß sie deutlich verstehen, wohin ihr Wunsch führe. Aber sie blieben standhaft, und wiederholten mit kindlicher Freude: „Ja, ja, wenn wir auch weniger zu essen bekommen, und mehr arbeiten, und unsere Kleider mit ihnen theilen müssen; so freut es uns doch, wenn sie kommen!“

Ein andermal waren einige ausgewanderte Bündner in's Waisenhaus gekommen. Da sie Abschied nehmen wollten, drückten sie dem Pestalozzi mit einer Thrän im Aug einige Thaler für die Waisen in die Hand. Aber Pestalozzi ließ die Männer nicht gehen; er rief den Kindern und sagte: „Kinder, diese Männer sind aus ihrer Heimat entflohen, und

wissen vielleicht morgen nicht, wo sie selber ein Obdach und Auskommen finden, und doch geben sie in ihrer eigenen Noth diese Gabe. Kommt, danket ihnen!" Das erregte lautes Schluchzen bei den Männern, und die Kinder dankten gerührt.

Solche Gefühle suchte Pestalozzi in seinen Kindern zu wecken, um ihre Herzen zu reinigen. Das heißt ein Weiser!

Von den Uebnngen iu der Selbstüberwindung, und was sie bewirken.

Aber schau! An den Gefühlen war's noch nicht genug. Die sind wie leichte Wellen im See; sie gehen dahin. Diesen Gefühlen mußte Pestalozzi noch Haltung und Anwendung im Leben zu verschaffen suchen. Er fing also an, Uebungen in der Selbstüberwindung mit den Kindern vorzunehmen. Hört es, Ihr Eltern! Uebungen in der Selbstüberwindung nahm Pestalozzi mit seinen Kindern vor. Wo diese fehlen, da ist wahrlich keine gute Erziehung zu Haus. Die Selbstüberwindung ist eine Kraft, ohne die der Mensch in dem Wirrwarr des Lebens nie sein Glück finden kann. Mangel an Selbstüberwindung ist's, was die Menschen so unstät und unzufrieden, so arm und elend macht.

Eine eigentliche Zucht war noch nicht möglich. Auch diese sollte sich nach und nach geben. Sie sollte aus dem Bedürfnis hervorgehen. „Stille, sagt Pestalozzi, das ist vielleicht das Geheimnis einer Schule." — Die Stille, die er forderte, wenn er bei seinen Kindern war und lehrte, that ihm treffliche Dienste. In der Anstalt herrschte eine so große Stille, daß in dem Augenblick, wo er es forderte, auch wenn die Kinder laut nachsprechen mußten, jeder Mislaut zu hören war; daß er ferner auch mit leiser, heiserer Stimme lehren konnte. Kein Laut ward gehört, ohne den, den er vorsprach, und den die Kinder nachsprechen mußten.

Pestalozzi forderte auch oft zum Scherz, daß sie während dem Nachsprechen ihr Aug auf den großen Finger

richten mußten. Es sei unglaublich, meint er, wie wichtig solche Uebungen für den Erzieher seien. Ein verwildertes Kind, das sich angewöhne, stundenlang Leib und Kopf gerade zu tragen, und die Augen nicht herumschweifen zu lassen, erhalte bloß dadurch schon einen Vorschritt zur sittlichen Bildung. „Ohne Erfahrung, sagt Pestalozzi, würde das niemand glauben. Erfahrung aber hat mich gelehrt, daß solche Uebungen unendlich mehr zu einem tugendhaften Leben beitragen, als alle Lehren und Predigten.“ Und in der That, als die Kinder eine Zeit lang diese Vorschriften befolgt hatten, waren sie auffallend heiterer, ruhiger, und zu allem Edlen und Guten bereiter, als man es bei der Lerheit ihrer Köpfe an Begriffen des Guten hätte vermuthen sollen. Diese Lerheit hinderte Pestalozzi wenig. Im Gegentheil, er hatte viel weniger Mühe, ganz unwissenden Kindern einfache Begriffe beizubringen, als denen, die schon das und dieses krumme Zeug im Kopf hatten.

Ein Kapitel über Strafen.

Wenn sich Härte und Rohheit bei den Kindern zeigte, dann war Pestalozzi streng, und er gebrauchte körperliche Züchtigungen. — Mit bloßen Worten, ohne körperliche Strafen eine Schar Kinder lehren und erziehen zu wollen, meint Pestalozzi, sei nur in glücklichen Lagen möglich. Bei einem Gemisch von ungleichen Bettelkindern, wie er sie hatte; bei einer Schar von dem Alter, dazu verderbt, verwildert — da seien Schläge nothwendig. Die Furcht, dadurch das Vertrauen der Kinder zu verlieren, sei ganz unrichtig. Nicht einzelne Eurer Handlungen, ihr Eltern! seien es, welche die Denkweise der Kinder bestimmen; es sei Euer ganzes Betragen gegen sie, was sie an Euch ziehe.

„Vater- und Mutterstrafen, sagt Pestalozzi, machen daher selten einen schlimmen Eindruck. Ganz anders ist es mit den Strafen der Schullehrer, die nicht Tag und Nacht

mit den Kindern leben, und eine Haushaltung mit ihnen ausmachen. Tausend Umstände, die im Haus vorfallen, und die das Herz der Kinder anziehen und festhalten, fehlen in der Schule."

Pestalozzi's Strafen erregten nicht Starrsinn; ach, die Kinder freuten sich, wenn er ihnen den Augenblick darauf die Hand bot, und sie wieder küßte. Wonnevoll zeigten sie ihm, daß sie zufrieden, und über seine Züchtigungen froh waren.

Eines seiner liebsten Kinder misbrauchte einmal seine Liebe, und drohete einem andern mit Unrecht. Das empörte ihn, und er gab ihm mit harter Hand seinen Unwillen zu fühlen. Das Kind schien vor Wehmuth zu vergehen, und weinte wol eine Viertelstunde lang, und so bald Pestalozzi zur Thür hinaus war, stand es auf, ging zu dem Kind, das es verklagt hatte, bat es um Verzeihung, und dankte ihm, daß es sein wüstes Betragen gegen es angezeigt.

Pestalozzi's Strafen konnten darum keinen bösen Eindruck auf seine Kinder machen, weil er den ganzen Tag wie ein liebreicher Vater unter ihnen stand, und sich ihnen aufopferte. Sie misdeuteten seine Handlungen nicht, weil sie sein Herz nicht miskennen konnten.

Noch etwas über einen dritten Punkt.

Pestalozzi zeigte ihnen aber auch immer klar, warum er so handle, wie er handle, d. h., er wollte noch durch Nachdenken und Vergleichen eine sittliche Ansicht im Kind hervorbringen. Darum sagt Pestalozzi: „Eine gute sittliche Kindererziehung besteht in drei Dingen: Für's erste müssen Eltern und Lehrer im Kind gute Gefühle wecken; für's andere müssen sie es üben in der Selbstüberwindung und in der Ausübung von dem, was recht und gut ist; für's dritte endlich müssen sie im Kind eine Ansicht von Recht und Pflicht erzielen, und zwar durch Nachdenken und Vergleichen der Vorfallenheiten, in denen das Kind täglich im Haus lebt.

Pestalozzi's Gang, seinen Kindern eine Vorstellung von Recht und Pflicht zu geben, war auch ganz einfach. Wie schon gesagt, knüpfte er auch diese Uebungen an die täglichen Erfahrungen der Kinder an. Wenn er z. B. redete, und Getümmel war, so durfte Pestalozzi nur fragen: „Was denket ihr doch; ist es möglich, so zu lehren . . .?" Auf diese Art machte er ihr Rechts- und Billigkeitsgefühl klar und stark. Bei jedem Vorfall im Haus wandte er sich an sie selber und an dieses Gefühl. Er fragte sie etwa in einer stillen Abendstunde um ihr freies Urtheil. Wenn man z. B. im Dorf sagte, sie haben nicht genug zu essen, so sagte er zu ihnen: „Kinder, saget es mir selber, seid ihr nicht besser gehalten, als ihr es zu Haus waret? Denket nach, uud saget mir, wär es gut für euch, wenn ihr jetzt an eine Lebensart gewöhnt würdet, die ihr später bei allem Fleiß und aller Arbeit nicht fortsetzen könntet? Mangelt euch denn das Nöthige? Saget selber, meinet ihr, ich könne mehr an euch thun? Wollet ihr, daß mit dem Geld, das ich habe, nur 30 oder 40 Kinder erhalten werden, da ich, wie ihr seht, jetzt 70 bis 80 erhalten kann; wär es recht?" — So handelte er auch, da man im Dorf sagte, er gehe zu hart mit ihnen um. Sobald er das hörte, sagte er zu ihnen: „Kinder, ihr wisset, wie lieb ihr mir seid; aber saget mir selber, wollet ihr, daß ich euch nie mehr abstrafe? Kann ich ohne Schläge machen, daß ihr eure bösen Gewohnheiten ableget? Sinnet ihr ohne Schläge daran, wenn ich etwas zu euch sage?" Sie baten dann den Vater recht herzlich, ihrer nicht zu schonen, wenn sie fehlten. — Pestalozzi konnte wegen ihrer Menge vieles nicht dulden, das in einer kleinen Haushaltung leicht geduldet werden kann; aber er zeigte ihnen allemal den Unterschied. Er fragte sie dann, ob sie nicht selber einsehen, daß das, was sie gethan, nicht zu dulden sei?

Pestalozzi sprach das Wort Freiheit und Gleichheit, das zu selber Zeit alle Welt im Mund führte, nie unter seinen Kindern aus; aber er gab ihnen in allem, was ihr Recht war,

völlige Freiheit. Freude und Lust in Blick und Augen zeigten daß sie eine recht liberale Erziehung hatten. Ihm waren diese heitern Augen ein wahrer Lebensgenuß. Auch duldete er keine gerunzelte Stirne; er rieb sie ihnen selber glatt; dann lächelten sie, und scheuten sich unter einander selber, Runzeln zu haben. Die Menge der Kinder gab Pestalozzi Tag für Tag Gelegenheit genug, ihnen anschaulich zu machen, was schön und was häßlich, was recht und was unrecht ist.

Bei einer eingeschlichenen Unordnung sagte einmal Pestalozzi zu ihnen: „Kinder, es ist bei uns wie in jeder andern Haushaltung. Wo viele Kinder sind, da gibt's oft Unordnung und Verwirrung. Dann kann die Mutter nicht anders, als Ordnung und Rechtthun unter ihnen zu erzwingen. Sie muß es. So geht es auch bei uns. Wenn ich auch noch so gern wie ein schwacher Tropf an euch handeln, und euch bei euren Fehlern durch die Finger sehen wollte; so kann ich nicht, weil eurer zu viele sind. Und da eurer so viele sind, und jedes von euch die schlechten Sachen treiben könnte; so würdet ihr ja hundertfach von aller Art Bösem angesteckt. Ihr würdet ja hundertmal schlechter werden, als zu Haus, u. s. f.“ Solche Reden aus Pestalozzi's Mund wirkten bei den Kindern. Sie sahen es klar ein, und handelten darnach. Er kümmerte sich nicht darum, ob ein jedes alle Worte verstehe oder nicht. Wenn nur der Eindruck des Ganzen über alle verbreitet war.

Pestalozzi redet mit seinen Kindern von den Folgen des Bösen und des Guten.

Auch von dem Zustand, in den sie in spätern Tagen kommen könnten, redete er oft mit ihnen. Er zeigte ihnen bei jeder Art Fehler, wohin sie führen, fragte sie selber: „Kennst du nicht Menschen, die wegen ihrer bösen Zunge, wegen ihrer frechen Reden allen Menschen zum Abscheu sind?“ Möchtest du dich in deinen alten Tagen deinen Nachbarn, deinen Hausgenossen, den Kindern so zum Abscheu und

Ekel machen? So ließ sie Pestalozzi ihre eigenen Erfahrungen anschauen. — Aber auch die Folgen alles Guten stellte er ihnen vor; vorzüglich brachte er ihnen zum Bewußtsein die so ungleichen Folgen einer guten und einer verwahrloseten Erziehung. „Kennst du nicht Menschen, sagte er, die nur darum unglücklich sind, weil sie in der Jugend nicht zum Nachdenken und Ueberlegen gewöhnt worden sind? Kennst du nicht Leute, die drei und vier Mal mehr verdienen würden, wenn sie nur schreiben und lesen könnten; und kömmt dir's nicht über's Herz, im Alter ohne einen Nothpfennig zu sein, und vielleicht deinen eigenen Kindern oder den Almosen zur Last zu fallen? Dahin käm es aber, wenn du jetzt zu lernen versäumtest."

Auch folgende Reden machten tiefen Eindruck auf die Kinder: „Kennst du etwas Schöneres, als den Armen zu rathen, und dem Leidenden aus seiner Noth, aus seinem Elend zu helfen? Aber kannst du das, wenn du nichts verstehst? Mußt du nicht mit dem besten Herzen um deiner Unwissenheit willen selber alles gehen lassen, wie's geht? Sobald du aber viel weißt, kannst du viel rathen; und so wie du viel verstehst, kannst du vielen Menschen aus ihrer Noth helfen." — Ueberhaupt war Pestalozzi der Ansicht, daß große, vielumfassende Begriffe zur ersten Entwicklung guter Gesinnungen und standhafter Entschlossenheit nothwendig und unersetzbar seien. „Wenn so umfassende Sätze, sagt er, mit Einfachheit, Liebe und Kraft in die Seele des Menschen gelegt werden; so gelangt er zu einer für Wahrheit und Recht empfänglichen Gemüthsstimmung, aus welcher dann hundert und hundert andere Wahrheiten von selbst entspringen. Gleichviel, ob der Mensch diese Wahrheiten in Worten aussprechen kann oder nicht Meine ja nicht, man müsse von allem weitläufig Red und Antwort geben können; heut zu Tag kommen viele von lauter Wortmachen nicht mehr zum Fühlen, Denken und Handeln."

Auch etwas über das Lehren und Lernen.

Bis hieher, lieber Leser! hast Du vernommen, wie Pestalozzi seine Waisen erzog. Nun sollst Du noch hören, wie er sie unterrichtete, d. h. wie er mit ihnen lehrte.

Pestalozzi kannte hier wieder keine Ordnung, keine Methode, keine Kunst, die nicht aus dem reinen Verhältnis zu seinen Kindern hervorging. Auch bei dem Lernen war ihm Hauptsache, daß in den Kindern dadurch ein besserer Sinn angeregt werde.

Die Kinder hatten zwar ein Lesebuch, doch schienen ihm Schulbücher gerade nicht nothwendig. Die ganze umgebende Natur: Stube, Wände, Gänge, Werkzeuge, Kleidung, Feld und Wald — die hielt er für das beste Schulbuch, und das benutzte er.

Er ging im Anfang darauf aus, das Lernen mit dem Arbeiten zu verbinden. Allein es wollte nicht recht gehen. Er hatte dafür weder Leute noch die nöthigen Maschinen. Auch wurde ihm bald klar, daß, ehe beides mit einander gehe, erst das Lernen allein und das Arbeiten allein getrieben werden müsse. Wenn ferner Pestalozzi seine Kinder zur Arbeitsamkeit anhielt, so hatte er mehr die körperliche Uebung, als Vorbereitung zur Arbeit, und die Verdienstfähigkeit im Aug, als den Gewinnst. Ebenso sah er das Lernen nur als Uebung der Seelenkräfte an. Er wollte dadurch seine Kinder an die Aufmerksamkeit, Bedachtsamkeit und ans Behalten der Dinge gewöhnen. Das sei das Fundament zum klaren und richtigen Denken.

Was sagst Du dazu, lieber Leser? Hoffentlich glaubst Du auch mit Pestalozzi, daß Oberflächlichkeit und ein anmaßliches täuschendes Urtheilen für das Menschenglück weit gefährlicher sei, als eine Unwissenheit in hundert Dingen, die aber die wesentlichen, nächsten Verhältnisse kennt, und ein einfaches, reines, aber fest entwickeltes Rechtsgefühl hat. Pestalozzi sagt noch mehr. Er glaubt: die segensreichsten

Erkenntnisse gehen allein von diesem Gesichtspunkt aus, und finden sich am reinsten im schlichten Mann, gerade in den unstudiertesten Menschen. Darum suchte eben Pestalozzi im Anfang nicht so fast, daß seine Kinder im Buchstabieren, Lesen und Schreiben weit kamen — nein, er suchte mehr, durch diese Uebungen ihre Seelenkräfte so vielseitig und so kräftig zu entwickeln als möglich. Er ließ sie auswendig buchstabieren, ehe sie das ABC kannten. Die ganze Stube konnte die schwersten Wörter auswendig buchstabieren, ohne noch einen Buchstaben zu kennen. Dann fing er erst an mit ihnen zu schreiben, und das ging schnell und leicht wie ein Spiel.

Pestalozzi kommt auf die wechselseitige Unterrichtsart.

Zu der nämlichen Zeit, als Pestalozzi in Stanz seine Waisenkinder erzog, lebte in Ostindien, unweit Madras, ein Geistlicher, mit Namen Bell. Der war Direktor einer Erziehungsanstalt. Seine Lehrer sagten ihm einmal den Gehorsam auf, und er war genöthigt, zu seinen ältern Schülern Zuflucht zu nehmen. Die Sache ging gut, und bald wurde der Unterricht in diesem Institut ganz von Schülern gegeben. Das machte großes Aufsehen. Die Methode wurde in England bekannt, und im Jahr 1798 führte sie ein Lehrer Namens Lancaster, in einer Armenschule in London ein. Darum heißt auch diese wechselseitige Schuleinrichtung die Bell-Lancastersche Methode. Aber Pestalozzi wußte weder von Bell, noch von Lancaster, noch von ihrer Methode etwas. Er hat sie selbst auch erfunden. Die Menge und Ungleichheit der Kinder kam ihm hierin zu nutz, und das so: Wie das ältere und fähigere Geschwister, unter dem Aug der Mutter, den kleinen Geschwistern leicht alles zeigt, was es kann, und sich froh und groß fühlt, wenn es dann und wann Mutterstelle vertreten kann; so freuten sich seine Kinder, das, was sie konnten, die andern zu lehren. Ihr Ehrgefühl erwachte. Sie lernten doppelt, denn das, was sie andere nachsprechen machten, wiederholten sie selbst auch.

Diesen Vortheil fühlte Pestalozzi gar bald. Den Geschicktern gab er Anweisung, die andern zu lehren, was sie selbst konnten, und schnell hatte er unter seinen eigenen Kindern Gehülfen und Mitarbeiter. Und gewis, diese selbsterzogenen Gehülfen leisteten ihm bessere Dienste als Lehrer, die er angestellt hätte. Damit war der gegenseitige Unterricht gefunden.

Einmal ein kurzer Blick in Pestalozzi's Schul- und Wohnstube.

Den läßt uns Zschokke thun. Hör, geliebter Leser, auf wie liebliche Art er seinen ersten Eintritt in Pestalozzi's Schule erzählt: „Als ich das erste Mal, so fängt er an, in das Waisenhaus zu Pestalozzi kam, fand ich ihn, wie er in einem großen Saal auf- und abging. An einem langen Tisch, der den Saal füllte, saßen bei hundert Kinder, alle still beschäftigt, und mit solcher Andacht und Lust bei ihrer Arbeit, daß sie kaum, eine augenblickliche Neugier zu stillen, den Kopf nach mir umwandten. Die meisten mochten in einem Alter von 4—10 Jahren sein. Je drei saßen sie immer beisammen, das mittlere mit den Armen den Nacken der beiden kleinen Nachbarn umfassend, und sie unterrichtend. Die einen lernten Buchstaben, die andern Zahlen, die einen rechneten, die andern zeichneten Linien oder regelmäßige Figuren. Pestalozzi sprang von einem zum andern. Er war in seiner Freude."

Pestalozzi geht darauf aus, den Unterricht so zu vereinfachen, daß jede Mutter ihre Kinder selbst unterrichten kann.

Immer emsiger ging er nun darauf aus, das Lehren so einfach zu machen, daß alle Eltern es dahin bringen könnten, ihre Kinder selber zu lehren. Er wollte gar versuchen, die Schulen nach und nach für die ersten Elemente beinah überflüssig zu machen. Denn wie die Mutter die erste Speise-

geberin des Kindes sei, so solle sie auch von Gotteswegen die erste geistige Nährerin sein. „Ich achte, sagt Pestalozzi mit großem Ernst, das zu früh in die Schule schicken, überhaupt alles das, was an den Kindern außer der Wohnstube gekünstelt wird, für ein großes Uebel. Dazu muß es kommen, ruft er aus, daß jede Mutter, ohne fremde Hülfe, ihre Kinder selber unterrichten kann!"

Unserm Pestalozzi gelang es. Die Erfahrung hat es gezeigt. Er sah in seinem Kreis Kinder emporwachsen, die darin seine Bahn verfolgten, die später in ihrem Haus, an ihren eigenen Kindern, ebenso thaten, wie er.

Undank ist der Welt Lohn.

Stell Dir aber nicht vor, in Pestalozzi's Schule sei alles ein Himmel gewesen. Träum Dir kein vollendetes Werk. Augenblicke der höchsten Erhebung wechselten mit Stunden der Unordnung, des Verdrusses und der Sorgen. Auch war Pestalozzi nichts weniger als immer sich selbst gleich. Wie hätt er aber auch können! Denk Dir die Last, die ungeheure, die auf dem armen Mann allein ruhte! Achtzig Bettelkinder ernähren, kleiden, besorgen, unterrichten..! Er alles in allem: Herr, Bedienter, Vater, Mutter, Aufseher, Krankenwärter, Lehrer! Ueberdenk die damit verbundene Sorge und Angst, den Kummer! Denk Dir das alles recht lebhaft, und — der Verstand muß Dir still stehen! Wenn dann noch Bosheit und Hohn den edeln Mann verfolgten, dann war es eben, wie wenn ein böser Wurm sich in eine gesunde, blühende Pflanze bohrt. Du weißt es, sie kränkelt und — welkt.

Menschen, die einen Augenblick in's Unermeßliche seiner Last hineinguckten, und hie und da etwas sahen, welches sie daheim in ihrer Stube und in ihrer Küche ordentlicher hatten, oder das nicht so war, wie in einem Institut, wo man das Geld mit Kellen zählen kann, — diese Menschen wollten dann in

ihrer Weisheit und Geschäftigkeit unserm Pestalozzi Rath und Weisung geben. Wenn er dann einen Leisten, den sie für ihre Füße brauchten, für seine nicht passend fand; so glaubten sie ihn unfähig, guten Rath anzunehmen. Ja, sie gingen so weit, sich einander in's Ohr zu sagen, er sei ein Trotzkopf, es sei mit ihm nichts anzufangen. Andere meinten auch, er habe einen Sparren im Kopf. Kannst Du 's glauben! Die größte Herzlichkeit für sein Werk fand der Arme bei den Kapuzinern und Klosterfrauen. Die, von denen er am meisten hoffte, waren so sehr in die Politik vergraben, daß sie sein eifriges Wollen belächelten, weil sie es für eine unbedeutende Kleinigkeit ansahen.

Der Menschenfreund wird das Gespött des Volks.

Das war zu viel für unsern Pestalozzi. Er ward kränklich. Seine Kräfte waren erschöpft. Er hätte der Arbeit unterliegen müssen. Doch ein unerwarteter Umstand machte ihr ein Ende. Am 8. Brachmonat anno 99 drang die französische Armee wieder in Nidwalden ein, die Oestreicher ihnen nach. Nun überall die größte Bestürzung; überall weinende Weiber, erschrockene Flüchtlinge! — Strenge Märsche und viele Kranke hatten die Franzosen geschwächt. Da ward ein Spital aus dem Frauenkloster gemacht. Pestalozzi hatte keine andere Wahl, er mußte die Kinder auseinander gehen lassen. Das that ihm weh. Also machte er jedem ein Bündelein, darein that er Kleider, etwas Brod und Geld, und hängte dann einem nach dem andern so ein Säcklein um. Dann gab es Dinge, daß sich Steine hätten erbarmen mögen. Die Kinder drückten sich an ihren lieben Vater, den sie nun verlieren sollten, heran, hängten sich an ihn und weinten, und er, der schwache, kranke Pestalozzi weinte auch wie ein Kind, und konnte vor Schluchzen fast nicht mehr reden. Er drückte, küßte und segnete sie. Dann riß er sich los — es mußte ja sein — und die Kinder zerstreuten sich. Sie gingen zu ihren Verwandten, oder heim zu den

Eltern. Es war aber eine Schar, deren Heimat niemand kannte, und die man nicht in die Welt hinaus schicken konnte. Für diese sorgte der edle Zschokke. Er ließ sie im Waisenhaus unter guter Aufsicht und Pflege zurück.

Pestalozzi war ernstlich krank. Mit welchen Gefühlen mußte er doch von Stanz weggehen! „Wenn ein Schiffbrüchiger, sagt er, nach müden, rastlosen Nächten endlich Land sieht, Hoffnung des Lebens athmet, und sich dann wieder von einem unglücklichen Wind in das unermeßliche Meer geschleudert sieht; in seiner zitternden Seele tausendmal sagt: O Gott, warum kann ich nicht sterben? — und sich dann doch nicht hinabstürzt, und dann noch die müden Augen aufzwingt und wieder umherblickt, und wieder ein Ufer sucht, und wenn er es sieht, alle seine Glieder bis zum Erstarren anstrengt: **also war ich**! — — Denk Dir, Leser! Denk Dir das alles, denk Dir sein Herz und seinen Willen, seine Arbeit und sein Scheitern —!

Jetzt waren die bösen Zungen wieder gelöst. Lachen und Gespött auf allen Seiten! „Ja, so fünf Monate lang, sagten sogar seine Freunde, kann er sich stellen, als wenn er arbeiten könnte, aber in den sechsten hinein geht's gewis nicht. Man hätt es aber vorher wissen sollen, er kann auch nichts ganz, und ist auch zu nichts tüchtig.“ Es hieß allgemein, die Sachen seien ihm in Stanz wieder verleidet; es verleide ihm aber alles. — Und doch war er nicht Schuld.

Wenn zwei zusammenkamen, so fing der eine an: „Hast Du es gesehen, wie entsetzlich er aussieht?“

Dann sprach der andere: „Ja, der arme Narr dauert mich!“

Der erste: „Mich auch, aber es ist ihm nicht zu helfen. Allemal wenn er einen Augenblick einen Schein von sich wirft, daß man glaubt, er könne wirklich etwas, so ist's im Augenblick wieder dunkel um ihn her, und wenn man näher hinzukommt, so hat er nur sich selber verbrannt.“

Der andere: „Hätt er's nur einmal ganz gethan! 's ist ihm doch nicht zu helfen, bis er Asche ist!“

Der eine: „Man muß, weiß Gott, das bald für ihn wünschen! —“

Das war der Lohn seiner Arbeit in Stanz.

Pestalozzi erlangt seine Gesundheit wieder.

Er ging nach Bern. Einige gute Freunde nahmen ihn auf. Die riethen ihm, in's Gurnigelbad zu gehen, um in der reinen Luft der Alpen seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Er folgte dem Rath, und fand wirklich im Gurnigel Tage der Erholung. Er hatte sie nöthig. „Es ist ein Wunder, ruft er aus, daß ich noch lebe!“ Aber es war kein Ufer, es war nur ein Stein im Meer, auf dem er ruhete, um wieder zu schwimmen. „Ich vergesse diese Tage nicht, sagt er, so lang ich lebe; sie retteten mich. Aber ich konnte nicht leben ohne mein Werk, selbst in dem Augenblick, da ich auf Gurnigels Höhe das schöne unermeßliche Thal zu meinen Füßen sah. Ich hatte noch nie eine so weite Aussicht gesehen, sie rührte mich — aber ich dachte dabei mehr an das arme, übel unterrichtete Volk in den Thälern, als an die schöne Natur.“

—Stark und kräftig, an Leib und Seele wieder gesund, sehen wir jetzt den fünfzigjährigen Pestalozzi vom Gurnigel in's Thal hinabwandern. Er ging wieder auf Bern, und trat zu seinen Freunden und sprach: „Jetzt will ich erst recht ein Schulmeister werden! Helfet mir, liebe Freunde!“ Diese freuten sich allesammt über den noch immer jugendlich frischen Geist ihres Freundes, und einer unter ihnen sagte: „Weißt du was, geh du nach Burgdorf. Dort hab ich Freunde. Die helfen dir. Dort kannst du eine Schule übernehmen.“ Pestalozzi folgte dem Rath.

Pestalozzi wird in Burgdorf Schulmeister.

Gesund und heiter wanderte Pestalozzi auf Burgdorf zu, und bot sich als Schulmeister an. Mit Achselzucken nahm man ihn auf. Man erlaubte ihm, an der „Lehrgottenschule" zu unterrichten. Es war die unterste Schule der Ansäßen, wo eine „Lehrgotte" und ein Schulmeister lesen und schreiben lehrten. Man schenkte ihm aber wenig Zutrauen. Wenn er schon der Besoldung nicht nachfragte, so hielt man ihn doch für einen armen Schlucker, der mit Herumlaufen sein Brod suche. Doch grüßten ihn einige reiche Leute freundlich; einige Pfarrer wünschten ihm Gottes Segen zu seinem Vorhaben; einige Kluge glaubten, es könne für ihre Kinder doch was Nützliches dabei herauskommen; — alles schien zu warten, bis es sich zeige, wo's etwa „herausluegen" wolle.

Aber der Ansäßenschulmeister, in dessen Stube er Schule hielt, packte die Sache etwas tiefer. Er ahnte, er glaubte, das End vom Lied werde sein: seinen Posten mit Haut und Haar zu verlieren. Einmal verbreitete sich in den Gassen das Gerücht, der Heidelberger Katechismus sei in Gefahr. Der aber war in den reformierten Städten immer noch die Speise, an der man die Jugend der gemeinen Bürger und Hintersäßen so gut als die Bauernkinder auf den Dörfern stehen ließ. Und so sei es, sagt man, bis auf den heutigen Tag geblieben. Doch der Heidelberger war nicht das einzige. Der Schulmeister streute aus, Pestalozzi könne nicht schreiben, nicht rechnen und nicht einmal recht lesen. Burgdorfs Bewohner wurden stutzig und fingen an zu murren. Bauern und Bäuerinnen, die nichts von der ganzen Sache verstanden, besuchten die Schule, gingen dann unzufrieden hinweg, schimpften und tobten. „Nichts lernen unsere Kinder, sagten sie; sie müssen ja nie mehr aus dem Katechismus auffsagen! Und alles andere, was der Schulmeister sonst mit ihnen treibt, könnten wir eben so gut wie er!"

Wenn Pestalozzi solche Reden vernahm, so machten sie ihm allemal Freude. Er sah nur, daß er erreiche, was er wollte. Und er wollte, was in Stanz. Dort war ihm nur der Faden abgebrochen. In Burgdorf nahm er ihn wieder auf. Er fuhr fort, allen Unterricht zu vereinfachen und ihn auf die ersten Elemente zurückzuführen. Jede Mutter sollte nach und nach in den Stand kommen, ihre Kinder selbst auf die Schule vorbereiten zu können. Das war sein steter Gedanke.

„Was? riefen aber die Hintersäßen, da wird so ein umherlaufender Schulmeister angestellt! Niemand im Städtlein mag ihn, und er sollte mit seiner neuen Lehre an unsern Kindern sein Probstück machen? Die Bürger sollen das an ihren eigenen Kindern probieren!“ Das geschah auch. Seine Burgdorfer- und Bernerfreunde verhalfen ihm dazu. Er durfte nun Unterricht geben an den untersten Stadtschulen. Er war glücklich. Täglich arbeitete er 6 Stunden lang. Doch war er im Anfang wie verscheucht; er fürchtete alle Augenblicke, man schicke ihn einmal, mir nichts dir nichts, aus der Schulstube; und doch hatte er keinen Rappen Besoldung.

Nach Verfluß von 8 Monaten kam die Aufsichtsbehörde der Stadt in die Schule, um ein Examen abzuhalten. Es ging gut. Man war zufrieden. „Wir müssen sagen, hieß es in dem Bericht, daß es der Lehrer mit seinen Schülern weit gebracht hat. Er hat gezeigt, wie viel Kräfte ein Kind schon im zartesten Alter besitzt. Er weiß diese Kräfte, jede besonders, hervorzurufen, die natürlichen Anlagen zu entwickeln und so zu üben, daß Schüler von ganz verschiedenen Fähigkeiten überraschende Fortschritte gemacht haben. Wir konnten uns überzeugen, daß in jedem Kind etwas Eigenthümliches liege, wenn nur der Lehrer es aufzufinden und in Thätigkeit zu bringen weiß.“

Wen ehrt dieser ehrenvolle Bericht mehr? Den Schulmeister oder die Schulbehörde?

Der Bericht erwarb ihm Vertrauen. Aber was konnte das ihm viel helfen? Pestalozzi war wieder krank, und vier Monate nachher hat er wegen einer Brustkrankheit den Unterricht einstellen, die Stelle aufgeben, und wieder einen Doktor suchen müssen. Das war anno 1800, und Pestalozzi ging schon seinem 55sten Altersjahr entgegen.

Ein Brief von Pestalozzi an seinen Freund Heinrich Zschokke.

In dieser Zeit der Noth schrieb Pestalozzi an seinen Freund: sein Landgut Neuhof mache ihm viel Sorgen. Er habe es nie gehörig anbauen können, und wollte er es verkaufen, so müßte er es wol um die Hälfte seines wahren Werthes geben. Das drück ihn. Er wünsche, seine letzten Tage an dem Ort seiner langen Leiden zu verleben und ein Armenhaus anzufangen. Das sei das Ziel seines Herzens.

Hr. Zschokke ermunterte und ermuthigte den Verzagten, und dann schrieb ihm Pestalozzi in folgenden herzzerreißenden Worten:

Freund — wußtest Du es nicht? Dreißig Jahre war mein Leben eine unaufhörliche ökonomische Verwirrung und ein Kampf gegen eine zur Wuth treibende äußerste Armut! — Wußtest Du es nicht, daß mir gegen dreißig Jahre die Nothdurft des Lebens mangelt; nicht, daß ich bis auf heute weder Gesellschaft noch Kirchen besuchen kann, weil ich nicht gekleidet bin, und mich nicht zu kleiden vermag? O Zschokke! weißt Du es nicht, daß ich auf der Straße das Gespött des Volks bin, weil ich wie ein Bettler umherlaufe; weißt Du es nicht, daß ich tausendmal kein Mittagessen vermochte, und in der Mittagsstunde, da selber alle Armen an ihren Tischen saßen, ein Stück Brod mit Wuth auf der Straße verzehrte! Ja Zschokke! noch jetzt kämpf ich den entsetzlichsten Kampf der drückendsten Armut, und habe das einzige Ziel, durch Standhaftigkeit in meinem Plan noch vor

meinem Tod die elendeste unter allen Haushaltungen, meine Haushaltung, erquicken zu können. Und das wird durch den Verkauf meiner Bücher geschehen, wenn meine Freunde mir zu ihrer Verbreitung Hand bieten, und darum ist es eigentlich, wofür ich auch Dich bitte.

Meine Ruhe hängt indessen mehr von meiner endlich errungenen Selbstständigkeit im ganzen Umfang des Worts, als von der bloßen ökonomischen Einnahme ab. Ich vermag es nicht mehr über mich selbst, ruhig zu werden, als nur durch meinen Qualsieg über mein selbst verschuldetes Elend. Also laß mich gehen. — Mein Gut (Neuhof) ist mir in meiner Noth nicht feil, eben weil es die Noth erhöht, die ich besiegen und nicht beseitigen will. Wenn meine Noth vorüber, dann liegt mir nichts mehr am Gut. Aber noch einmal, ich will mit der Quelle meines Elends nicht kapitulieren, ich will sie bemeistern, und dann gern von ihr weggehen.

Leb wohl, und glaub an meine aufrichtige Liebe.

Pestalozzi.

Es beginnt für Pestalozzi ein neuer Lebensabschnitt.

Dazumal lebte auf dem Schloß zu Burgdorf ein gebildeter und menschenfreundlicher Mann, Namens Fischer. Er war Sekretär bei dem Minister der äußern Angelegenheiten, und verfolgte mit Pestalozzi gleiche Zwecke. Er hatte den Plan gefaßt, die Schulen in Burgdorf zu verbessern und ein Schullehrerseminar anzulegen. Aus diesem Seminar sollten dann für ganz Helvetien tüchtige Lehrer hervorgehen. Die Sache verzögerte sich aber; man hatte kein Geld. Fischer ging von Burgdorf weg, und — starb. Pestalozzi dachte, diesen Anlaß mußt du benutzen, und wirklich, er that es. Er warf sich damit in ein Unternehmen, wodurch sein Name bald über Land und Meer getragen werden sollte. — Schon oft war Pestalozzi in's Schloß gekommen, und hatte

dort einen Lehrer aus Appenzell, mit Namen Krüsi kennen gelernt. Von diesem Krüsi etwas Näheres:

Krüsi war der Sohn eines armen Krämers von Gais, im Appenzellerland. Jung noch, um Brod zu verdienen, mußte er boten und hausieren. Er war gutmüthig und fromm, und alles Volk in der Umgegend hatte ihn gern. Er zeigte außerordentliche Lernbegierde. Alles, was ihm vorkam, beobachtete und untersuchte er genau. Das hat er sein ganzes Leben lang gethan, darum ist er auch ein vortrefflicher Lehrer geworden. Anno 1796 mußte man zu Gais einen neuen Schulmeister haben. Krüsi war dazumal achtzehn Jahre alt; er meldete sich; auch ein vierzigjähriger Mann mit ihm. Beide hatten eigentlich gar keine Kenntnisse, welche für eine solche Stellung erforderlich sind. Beide mußten eine Prüfung machen. Das ging so zu: Man gab ihnen auf, das Vaterunser auf Papier zu schreiben, dann mußte jeder ein par Sprüche aus der Bibel lesen, dann — war das Examen fertig. Die Wahl fiel auf Krüsi, einmal, weil er der jüngere und lebhaftere war, dann aber auch, weil er eine größere Stube hatte; denn hundert Schulkinder waren zu versorgen!

Der junge Schulmeister zu Gais, obgleich kein Professor, war doch im Stand, erstaunenswürdige Fortschritte mit den Schülern zu machen. Aber noch fast mehr als die Kinder lernte der Schulmeister selbst. — Sechs Jahre lang hatte er jetzt sein Amt versehen, da kam auch ins Appenzell Noth und Drangsal wie überall. Es war anno 99. Der Krieg hatte acht und zwanzig Kinder zu Waisen gemacht. Ohne die Hülfe guter Menschen hätten sie verhungern müssen. Das Land selbst war arm; es konnte sie nicht kleiden und nähren. Da rieth man, sie nach Bern zu schicken, wo Ueberfluß an allem sei. Die helvetische Regierung versprach Hülfe. Der menschenfreundliche Krüsi nahm es auf sich, der Führer dieser Kinder zu sein. Wie ein Hirt mit seinen Schäflein, so zog er aus der Heimat fort mit seinen Kindern, und kam nach langer Reise auf Burgdorf. Fischer, von

dem oben erzählt ist, nahm Krüsi mit den Waisen auf. Gemeinsam wollten beide sie erziehen und unterrichten. Die einen versorgte man im Schloß, die andern brachte man bei wohlthätigen Leuten in der Gegend unter.

Wie oben gesagt, wurde die versprochene Hülfe nicht gereicht; — es fehlte an Geld, und Fischer starb bald darauf. — Aber Krüsi und Pestalozzi hatten sich gefunden. Schon mehrmal war der eine in des andern Schule gekommen, und, wie sonderbar! beide unterrichteten auf ähnliche Art, beide hatten die nämlichen Ansichten über Erziehung und Unterricht. Eben weil auch Krüsi mit vernünftigem offenem Sinn das Wesen der Kinder, ihre Art und Natur erforschte; weil er nie müde wurde (wie alle guten Eltern und Lehrer thun sollten), seine Kinder Tag und Nacht zu beobachten, und ihr Wesen zu begreifen. — Pestalozzi fragte seinen Freund Krüsi, ob sie nicht beide zusammen eine Erziehungsanstalt gründen wollten. Krüsi sagte ja. Die Waisenkinder aus Appenzell sollten die ersten Zöglinge der Anstalt sein. Die Regierung gab ihnen zu diesem Zweck das Burgdorfer Schloß, und versprach auch Geld. Allein das Schloß war in schlimmem Zustand. Es war nicht zu bewohnen. Große Bauveränderungen waren nöthig, Hausrath sollte angekauft werden, und die Regierung gab zu wenig Geld. Was war zu thun? Pestalozzi war verarmt und stak in Schulden. Er konnte nicht helfen. Also war man genöthigt, wohlthätige Leute um Hülfe anzusprechen. Reiche Eltern, welche Kinder in die Anstalt gaben, machten Vorschüsse, und mit Anfang des neuen Jahrhunderts hat Pestalozzi das Institut zu Burgdorf eröffnet.

Wie ein Augenzeuge das Leben im Pestalozzischen Institut schildert.

„Die Zöglinge mußten oft Dienstbotenstelle vertreten; manchmal galt es, bis tief in die Nacht hinein wach zu bleiben,

und Hausgeschäfte zu vollenden. Einige mußten das für den Haushalt nöthige Wasser schöpfen. Außer dem Schloß, auf einem steilen Hügel an der Emme, war ein Ziehbrunnen. Da mußten die Kinder aus einer Tiefe von fast vier hundert Fuß, vermittelst eines ungeheuren Zugrades, das Wasser heraufholen, die Witterung mochte so schlecht sein, als sie wollte. Die Kinder hatten demnach kein leichtes Leben, waren aber dabei doch froh und vergnügt. Immer thätig, liebten sie Thätigkeit, besonders die Lehrstunden. Wo Pestalozzi war, war mit ihm väterliches Lieben und Sorgen. Sein eigenes Schaffen, sein bilderreicher Geist, seine Herzensgüte theilte sich allen Hausangehörigen mit und beglückte sie. Seine Mitarbeiter liebten ihn aufrichtig, ihre Liebe wurde Verehrung. Wie sie aber seines Geistes Kinder waren, so schlugen ihre Herzen auch nur für ihre Zöglinge. Krüsi gab Sprach- und Rechnenunterricht; Buß, aus Tübingen, lehrte Geometrie, Zeichnen und Singen; Tobler, ein Appenzeller, Geographie; Näf körperliche Uebungen. Dieser Näf war früher in Militärdiensten gewesen und hatte einen großen Theil der Welt gesehen. Nicht gelehrt, groß von Gestalt, bärtig, rasch und derb in seinem Wesen, hätte er Kindern eher abschreckend vorkommen sollen; aber nein, sie hingen an ihm. Seine abschreckende Außenseite verbarg ein kindliches Gemüth, Herzensgüte, Freundlichkeit, Einfachheit und Sinn für's Anständige und Sittliche. Auch ihm war wohl unter den Zöglingen; er machte alle ihre Uebungen und Spiele mit, und war dabei so eifrig als sie selbst. Oft versammelte er sie um sich, erzählte ihnen, was er in der Welt gesehen; da waren dann seine Zuhörer ganz Aug und Ohr. Der Gesang wurde fleißig geübt, bei Vergnügen wie in ernsten Stunden. Nach dem Gebet wurde gesungen; unten im Hof, selbst auf Spaziergängen ertönte ein Lied. Oft stellte Buß die Kinder zu zwei und zwei in Reihen, dann gaben sie einander die Hände, liefen durch die weiten Schloßgänge, und sangen nach dem

Takt, und wenn Näf mit seinem Kommandantenaussehen sich gar voranstellte, und mit seiner starken Stimme ein lustiges Soldatenlied anstimmte — dann war keines der Kinder mehr zu halten; alle schlugen den Takt und sangen ihm nach. Was hätte dieser Freude noch gleichen können! Das Vertrauen der Zöglinge in ihre Lehrer, ihre Dankbarkeit gegen sie schuf von selbst Zucht und Ordnung; es bedurfte weder Belohnungen noch Strafen, und doch waren alle folgsam. Das gebot ihnen das Herz. Oft wenn Pestalozzi die Kinder sich vergnügen sah, und dabei bemerkte, daß es nicht über die Schnur hinausging, hätte er es nicht über sich bringen können, sie vom Spiel abzurufen; er nahm sogar Antheil daran, und spielte die ganze Stunde mit ihnen, statt Unterricht zu geben. Er konnte gewiß sein, daß in einer andern Stunde alle mit der gleichen Achtsamkeit dem Unterricht sich hingeben werden, wie sie jetzt dem Spiel gewidmet. An einem schönen Abend wurden die Stunden abgekürzt. Alle zogen aus, um entweder die Hügel zu erklimmen, welche das Ufer der Emme bilden, oder um dem Strom nach auf- und abwärts zu wandern. Die einen pflückten Pflanzen, andere sammelten Steine, u. s. f.

Die Früchte dieses Unterrichts zeigten sich auch bald. Die Kinder sammelten hübsche Kenntnisse, und die meisten bekamen helle offene Köpfe. Der Religionsunterricht wurde zwar nicht nach herkömmlicher Weise ertheilt, dafür las man die heilige Schrift mit einem kindlich gläubigen Sinn, und es herrschte in der Anstalt ein wahrhaft christliches Leben. Du hättest sehen sollen, wie Pestalozzi seine Kinder dazu anhielt, oft aus dem Herzen zu beten, und wie er selbst alle Morgen und Abende so herzlich und warm mit seinen Kindern betete."

Die ewigen Gesetze alles Volksunterrichts sind gefunden.

Als einst der Jüngling Pestalozzi ausrief: „Ich will ein Schulmeister werden!" wußte er noch nicht, auf welche Art und Weise er die Jugend erziehen und unterrichten wolle.

Er sah nur, daß es Noth that. Zum ersten, weil Volk und Kinder geistig und sittlich verwahrloset waren; zum andern, weil Schulmeister und Eltern bei der Erziehung dumm und verkehrt zu Werk gingen. Pestalozzi glaubte steif und fest an eine natürlichere, naturgemäßere Kindererziehung. Er ahnte sie — aber er war nicht im Klaren. Er probierte, es mislang; er probierte wieder, aber es mislang auch wieder. Sein ganzes Leben bis auf anno 1800 in Burgdorf war ein Ahnen, ein Suchen, ein Ringen, — kurz ein Probstück. Auf dem Neuhof hatte er in kummervollen Jahren das Volk mit seinen Tugenden und Fehlern kennen gelernt, und ahnte auch schon die Mittel zu seiner Erhebung. Hat er denn nicht „Lienhard und Gertrud" geschrieben? —

In diesem Buch lagen die ewigen Gesetze der Volkserziehung verborgen. Sie waren aber in ein Gewand eingehüllt, und Pestalozzi wußte selber nicht recht, was in diesem Kleid stak. Es ist sonderbar, aber doch richtig, erst lange Jahre nachher verstand Pestalozzi „Lienhard und Gertrud." Da erst gingen ihm die Augen auf. Er hatte, weiß Gott, wie in einem Traum das Buch geschrieben. — Den Edlen zog's auf Stanz. Seine Liebe zu den Armen war ohne Grenzen. Er wollte den unglücklichen Waisen Vaterstelle vertreten. Wie er da gelehrt und selbst gelernt; wie er Mittel ersonnen, angewendet und oft verworfen; oft in kindischer Freude sie als unumstößlich erprobt hat: — das hast Du vernommen. Aber mitten in der Arbeit wurde er gestört. Der Faden brach ihm ab. Doch ging er, wenn schon krank an Leib und Seele, mit den reichsten Erfahrungen von Stanz weg. Er glaubte die Grundzüge der Erziehung und des Unterrichts gefunden zu haben. — Eine Sehnsucht ohne gleichen trieb ihn dazu, das Gefundene zu prüfen, und es endlich vor aller Welt darzulegen. In Burgdorf, als Ansäßenschulmeister, nahm er also wieder den Faden auf. Da fing's an zu tagen. Und froh, wie einst als Jüngling, da er Schulmeister werden wollte, konnt er ausrufen: „Jetzt hab ich's gefunden!"

Am Neujahrstag 1801 fing Pestalozzi an, ein Buch zu schreiben, mit dem Titel: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, ein Versuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten." Der Titel leite Dich aber nicht irr; das Buch ist in der Form, wie wir es haben, nichts weniger als eine Anleitung für Mütter. Aber darin kommen vor seine einfachen Ansichten und Grundsätze der Volkserziehung. Sie heißen etwa so:

a) Die Grundsätze der Erziehung kann man nicht erdichten, man muß sie suchen, muß sie der Natur ablauschen. In ihr liegen sie.
b) Im Menschen liegt ein lebendiger Trieb zur Entwicklung.
c) Die Erziehung hat vor allem aus Hindernisse aus dem Weg zu räumen.
d) Im Menschen liegen Kräfte verborgen, diese müssen geweckt, erregt werden.
e) Die Entwicklung des Menschen beginnt durch sinnliche Eindrücke; das Ende davon ist Vernünftigkeit, Selbstständigkeit.
f) Das Mittel zur Selbstständigkeit ist Selbstthätigkeit.
g) Die praktische Tüchtigkeit hängt mehr ab von geistiger und leiblicher Kraft als von Kenntnissen. Kraft ist Hauptsache.
h) Die Religiosität des Menschen hängt nicht von dem Auswendiglernen der Sprüche und des Katechismus ab, sondern von dem Umgang mit einer gottesfürchtigen Mutter und einem thatkräftigen Vater. Die Frömmigkeit entsteht nicht aus bloßen Wissen; der wahre Gott lebt nur dem Glauben, dem kindlichen Glauben.
i) Alle Erziehung muß mit der Geburt des Kindes beginnen; sie liegt vorzugsweise in den Händen der Mutter.

Das ist ungefähr der Hauptinhalt der Erziehungsgrundsätze Pestalozzi's.

Diese Ansichten sind heut zu Tag weit verbreitet. Damals, als sie Pestalozzi in seinem Buch niederlegte, war es nicht so. Er hat sie gesucht und gefunden. Alle andern haben sie von ihm gelernt, und viele wissen das nur nicht. So geht's aber oft in der Welt. Wie das Buch gedruckt war und in die Hände der Gelehrten kam, so gab's eine gewaltige Bewegung, und die hat gedauert bis auf den heutigen Tag. Nur mit Unterschied: vormals tadelte man das Buch viel, und lobte es wenig; heute lobt man es viel, und tadelt es — fast gar nicht mehr.

Also hat Pestalozzi die alte Schule zertrümmert, und auf den Trümmern das Fundament zu einer neuen Schule gebaut. Darum wird mit Recht

Heinrich Pestalozzi

der

Vater der neuen Schule

geheißen.

Die Burgdorfer Anstalt wird berühmt, und sie zieht eine Menge Fremder herzu.

Das Buch: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" machte, wie oben gesagt, gewaltiges Aufsehen. Gelehrte und Ungelehrte, Hohe und Niedere, aus Deutschland und der Schweiz, kamen auf Burgdorf, und wollten den Mann, der solche Bücher schreiben könne, und auch seine Anstalt sehen. Viele hielten sich da wochen- und monatelang auf, erlernten die Lehrweise, und besprachen sich mit Pestalozzi und den Lehrern im Schloß. Wenn dann diese Männer heim in ihr Vaterland gingen, so suchten sie, was sie gesehen und gelernt, auch einzuführen. Waren es Beamtete, so theilten sie das Gesehene und Gehörte andern mit, und machten die Lehrer auf Pestalozzi aufmerksam; waren es selbst Lehrer,

so fingen sie in ihren Schulen an, nach Pestalozzi's Grundsätzen zu unterrichten. So geschah es auch in unserm Kanton Zürich. Vorzüglich durch einen Mann, dem der Kanton viel zu verdanken hat. Der war auch aus freiem Antrieb auf Burgdorf gegangen, hatte bald die Pestalozzische Lehre begriffen, und verbreitete sie nun in seiner Heimat, so viel er konnte. Der Mann lebt noch, und seine dankbare Gemeinde hat ihm vergangenes Jahr ein herrliches Fest bereitet, weil er 50 Jahre in ihrer Mitte als ein treuer und unermüdeter Lehrer gewirkt hat.

So ging von Pestalozzi, dem Stern, der im Alpenland erschienen, nicht nur über unsere Schweizerauen, nein, auch über Deutschland, ja über ganz Europa ein Licht aus, das allen Heil und Segen gebracht hat.

Unterdessen arbeitete Pestalozzi Tag und Nacht an Schulbüchern, und ließ eins nach dem andern drucken. Nun wurde auch die helvetische Regierung in Bern auf Pestalozzi und sein Thun aufmerksam. Deshalb schickte sie anno 1802 einen wackern, gebildeten Mann, den Hrn. Dekan Ith von Bern an die Anstalt ab, um die Lehrart zu prüfen. Das that er mit aller Umsicht und Sachkenntnis. Er berichtete sehr günstig, und die Regierung ließ den amtlichen Bericht drucken. Die Lehrer erhielten kleine Besoldungen, und Pestalozzi bekam, zu großer Freude, von der Regierung ein Privilegium bis auf zehn Jahre nach seinem Tod für alle seine Schriften, d. h.: es durfte niemand bei hoher Strafe seine Bücher nachdrucken, und ihm so den Gewinn unrechtmäßig rauben.

Pestalozzi wird Deputierter und geht nach Paris.

Während der Zeit war in Helvetien beständiger Kampf. „Nach sechsjährigen Verwirrungen und Leiden des Volks verließen zwar die französischen Scharen das Land. Sie zogen in entfernte Kriege. Doch nun stürmten und stritten die Parteien im Land mit losgelassenem Grimm wider ein-

ander. Sie erhoben die Waffen zum Bürgerkrieg. Denn die einen wollten die untergegangene Ordnung der alten Eidgenossenschaft herstellen; die andern aber wollten nicht mehr Unterthanen, sondern freie Schweizer sein."

In Zeit von zwei Jahren war Verfassung und Regierung viermal geändert worden. Anno 1802 wurde die helvetische Regierung von Bern vertrieben; da befahl der Consul Bonaparte Ruhe. Alle Parteien fürchteten ihn und legten die Waffen nieder. Nun berief er aus ganz Helvetien und aus allen Parteien Deputierte nach Paris.

Da wurde auch Pestalozzi gewählt, weil er ein warmer Vaterlandsfreund war. Vor seiner Abreise schrieb er ein Buch: „Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk zu richten hat," und ließ es drucken. Wie er daheim in Stube und Schule sich trug, so trat er zu Paris in den reichen Sälen vor den Consul, und redete offen und freimüthig, wie es einem Schweizer ziemt, von dem, was seinem Vaterland Noth thue. Unbehülflich, aber warm und kräftig bewies er, daß auf einer guten Volkserziehung einzig und allein das Heil seines Vaterlandes beruhe. Aber Bonaparte begriff Pestalozzi nicht, er gab nicht viel auf seine Reden. Er erklärte kurzweg, das sei nicht für ihn, er könne sich nicht in's ABClehren mischen. Also mußte Pestalozzi mit getäuschten Hoffnungen heim nach Burgdorf zurückkehren.

Pestalozzi wird von Burgdorf vertrieben.

Nachdem Napoleon die Deputierten alle angehört, ward er zum Mittler zwischen ihnen. Er hob die Republik auf, und stellte die Kantone wieder her. Mit dem Degen in der Hand befahl er's. Ach, da war's um die schöne Burgdorfer Anstalt geschehen. Die Berner Regierung hieß Pestalozzi das Schloß räumen (es wurde der Sitz eines Oberamtmanns) und wies ihm das Kloster Münchenbuchsee an. Es wurde auch besonders für seine Anstalt eingerichtet.

Nah bei Münchenbuchsee liegt Hofwyl, wo Emanuel v. Fellenberg wohnte, auch ein großer Erzieher und Lehrer, aber ganz das Gegentheil von Pestalozzi. Zur Leitung und Regierung einer Anstalt war der Mann wie gemacht. Er verstand das weit besser als Pestalozzi. Das wußten die Lehrer in Buchsee, und sie übergaben dem Fellenberg die oberste Leitung der Pestalozzischen Anstalt. Was ist daraus zu ersehen? Daß die Lehrer anfingen, dem Meister über den Kopf zu wachsen. Pestalozzi hatte zwar darein gewilligt, aber das Betragen der Lehrer kränkte ihn tief. Er war gevogtet. Und daß Fellenberg nicht Pestalozzi war, sah man bald in der Anstalt. Es herrschte zwar mehr Ordnung, und man lernte mehr als in Burgdorf, aber die allgemeine Liebe und Wärme, die alle in Burgdorf so glücklich gemacht hatte — ach, die fehlte, — denn Fellenberg war Verstand und Geist, Pestalozzi Gemüth und Liebe. Fellenberg wollte handeln als rascher, durchgreifender, allenkender Gebieter, Pestalozzi aber überall als Freund und liebender Vater. Pestalozzi und auch die Lehrer fühlten mächtig das Sonst und Jetzt. Es war ihnen nicht mehr wohl.

Ein neuer Lehrer, und warum Pestalozzi von Münchenbuchsee weggeht.

Zu dieser Zeit trat ein neuer Mitarbeiter in die Anstalt. Er hieß Niederer und war ein Pfarrer. Er war von Sennwald im Rheinthal hergekommen. Dieser Niederer fing bald an, einen großen Einfluß auf Pestalozzi auszuüben. Was Pestalozzi einfach und natürlich sagte und schrieb, gefiel diesem Pfarrer nicht recht, es mußte alles auf gelehrte Weise gesagt werden. Es ging fast, wie seiner Zeit mit „Lienhard und Gertrud," als jener Freund das einfache, schlichte Buch korrigieren wollte. Bald kam es dahin, daß Niederer alles, was Pestalozzi schrieb, nach eigenem Gutdünken veränderte. Das merkte man auch auf der Stelle den Büchern an. Es war nicht mehr die Sprache Pesta=

lozzi's, oft nicht einmal mehr Pestalozzi's Geist. Die Welt hat aber dies Verfahren nach Verdienen belohnt. Die Bücher, welche von jetzt an herauskamen, wurden nicht mehr so gern gelesen wie früher. —

Mit Fellenberg konnte es nicht mehr gehen. Das sah Pestalozzi ein. Da kam einmal von dem Städtlein Iferten am Neuenburgersee an ihn der Vorschlag, seine Anstalt dahin zu versetzen. Das war Glück in der Noth. Er besann sich nicht lang. Mit einigen Lehrern und acht Zöglingen reiste er ab, und kam auf Iferten. Es war anno 1805.

Pestalozzi in Iferten. Die Anstalt wird groß und berühmt.

Mitten in Iferten steht ein altes Schloß, viereckig, groß, innen mit einem weiten Hof, außen an jeder Ecke mit einem mächtigen runden Thurm. Hier zog Pestalozzi ein.

Es ist schwer, in die nun folgende Zeit einen richtigen Blick zu thun. Da zeigen sich so viele und so zarte Fäden, daß Du leicht, wenn Du flüchtig die Dinge betrachtest, zum ungerechten Richter werden kannst.

Pestalozzi trat da in Iferten in eine ganz neue Welt. Das war kein Neuhof, kein Stanz und kein Burgdorf mehr. Ihn hatte zuerst seine Liebe zu den Armen auf dem Neuhof zum Erzieher gemacht; arme Waisen waren es in Stanz, die er lehrte und erzog; die Erziehung des Volks, der Armen und Niedrigen, war immer noch das Ziel, das er in Burgdorf vor Augen hatte. „Hilf mir, Freund, zum Ziel meines Herzens, zum Armenhaus," schrieb er ja damals an seinen Freund Zschokke. Und nun? Im Schloß zu Iferten sah er keine Armenanstalt aufblühen; es entstand ein Institut für Reiche und Vornehme. Es strömten Zöglinge herzu von allen Nationen und Enden der Welt. Es kamen Fremde, Schulmänner und Gelehrte, Könige und Fürsten, die wollten das berühmte Institut besuchen, und die Pestalozzische Lehre kennen

lernen. Im Schloß brachte man sie alle unter. Sie waren gastfrei. Es heißt: da die Anstalt im höchsten Flor war, haben sich oft gegen 300 Personen im Schloß aufgehalten, darunter gegen 200 Zöglinge und wol 50 Erzieher und Lehrer. Was muß das für eine Zeit gewesen sein! In den Sälen, auf den Gängen, im Schloßhof, auf den Straßen, was für ein Gewimmel, was für ein buntes reges Leben!

Aber was folgt? Konnte auch bei der Menge, in dem Getümmel, in solchem Markt viel Gutes zu Haus sein —? Denk Dir noch den unbehülflichen Pestalozzi, der keine Bücher führte, der noch immer nicht mit Geld umgehen konnte, wie vor Zeiten im Neuhof, und Du kannst Dir einen Begriff davon machen, wie es im Schloß mag hergegangen sein. Enorme Summen nahm man ein, aber immer waren die Ausgaben größer als die Einnahmen. Wo all das Geld hinkam, wußte man fast nicht.

Aeußerer Glanz und inneres Verderben.

Nun ließ Pestalozzi mit Niederer einen „Bericht an die Eltern und das Publikum über die Einrichtungen der Pestalozzischen Anstalt“ drucken. Darin hieß es, was für eine Ordnung, was für eine Pünktlichkeit, was für ein Geist der Lieb' und Eintracht in der Anstalt herrsche; sie gleiche einer musterhaften Familie; Pestalozzi sei der Vater, die Lehrer und Zöglinge die Kinder. Alles ein Himmel! — Die Welt kam und sah, und — fand wenig daran wahr. Pestalozzi hatte eine Erziehungsanstalt geschildert, wie er sie sich in seinem Kopf dachte. So war sie aber nicht. Voll Hoffnung kamen die Fremden, bitter getäuscht gingen sie weg. Es wurde ruchbar. Bald konnte man in allen Zeitungen lesen, wie schlimm es in Iferten stehe. Man antwortete vom Institut aus. Nun Zank um Zank, Streit um Streit. Unter den Lehrern selbst gab es Uneinigkeiten, und bald brach Neid und Haß in offene Flammen aus. Und wie unter ihnen die Eintracht wich, so wich auch bald das Zutrauen und die

Liebe der Zöglinge zu ihren Lehrern, und wo das ist, da sieht's wahrlich bös aus! Aus dem Unterricht entfloh nach und nach Pestalozzi's Geist; in der Erziehung fehlte die Innigkeit und Liebe des großen Meisters. Er selbst unterrichtete nicht mehr. Er ging nur von Sal zu Sal, und sah nach, ob man fleißig sei, und ob alles in der Ordnung gehe. Thätig und emsig war er von morgen bis abend. Das war ihm angeboren. Er konnte nicht anders. Aber der Segen war von dem Haus gewichen. Anfangs hatte Pestalozzi noch morgens und abends mit seinen Zöglingen gebetet. Er that das immer so warm, so innig; 's war eine Wonne! Wenn er betete, schien ein Himmel auf ihn niederzusteigen, und Lehrer und Zöglinge beteten mit in Andacht. Aber nach Jahren unterblieb auch dieser Gebrauch, und mit ihm das letzte Gut aus der goldenen Zeit. Die Anstalt war jetzt eine Art Fabrik. Die Folgen blieben nicht aus. Unordnung und Rohheit kam unter der Jugend auf. Wär es anders möglich gewesen? Wo in der Familie das tägliche Gebet fehlt, da weicht der Segen Gottes!

Pestalozzi wird das Verderben gewahr.

Nur wenn Vater Pestalozzi unter die Zöglinge trat, gab es Frieden. Für seine Person hatten sie immer noch die alte Achtung und Verehrung. Wo er hinkam, da war lauter Freud und Lust. Aber das waren nur Augenblicke, ach, nur kurze Augenblicke, wo die freundliche Sonne aus schwarzem wüstem Gewölk hervorbrach!

Pestalozzi wußte lange nicht, daß es so schlimm stand. Im Gegentheil, er war ganz glücklich, denn er glaubte, jetzt habe er sein Ziel erreicht. Sein Institut kam ihm vor wie eine Sonne, die Licht und Kraft durch die Welt sende. Er hielt sich für den Mittelpunkt europäischer Menschenbildung. Bald aber wurde er das Uebel gewahr, das in seinem Haus um sich griff. Schon am Neujahrstag

1808 redete er also zu seinen Lehrern: „Mein Werk war durch Liebe gegründet; die Liebe schwand aus unsrer Mitte; sie mußte schwinden. Wir täuschten uns über die Kraft, die diese Liebe fordert; sie mußte schwinden! Ich bin nicht mehr im Stand zu helfen. Das Gift, das am Herzen unsers Werks nagt, häuft sich in unsrer Mitte. Die Weltehre wird dieses Gift stärken. O Gott! gib, daß wir unsrer Täuschung nicht länger unterliegen! Ich achte die Lorbern, die man uns streut, für Lorbern, die man einem Todtengeripp aufsetzt. Ich sehe das Todtengeripp meines Werks vor meinen Augen. Ich will es Euch vor die Eurigen stellen. Ich habe das Todtengeripp, das in meinem Haus ist, belorbert vor meinen Augen erscheinen, und den Lorber plötzlich in Feuer aufgehn gesehen. Es mag das Feuer der Trübsale, die über mein Haus kommen werden und kommen müssen, nicht ertragen; es wird verschwinden; es muß verschwinden. Mein Werk aber wird bestehen!“

Die Entzweiung im Innern durfte aber nicht unter die Leute kommen. Es mußte Vater Pestalozzi alles daran liegen, die Welt glauben zu machen, seine Anstalt sei immer noch so vortrefflich wie einst. Denn er wollte möglichst viel guten Samen in die Welt streuen.

Die Menschenliebe ist in Pestalozzi immer neu.

So oft ein Fremder zu Pestalozzi auf Iferten kam, ging dieser zu dem vertrautesten Lehrer und sagte: „Das ist eine wichtige Person, die alles kennen lernen will. Zeig ihr, was wir leisten. Nimm Deine besten Schüler und zeig, was wir können und wollen.“ Hundertmal kamen neugierige, alberne Tröpfe, die nun einmal kamen, weil es Mode war. Dieserwegen mußten dann die Lehrer den Klassenunterricht unterbrechen und ein Examen halten. Einmal kam der alte Fürst Esterhazi. Pestalozzi lief im ganzen Haus herum und rief: „Ramsauer, Ramsauer, wo bist du? Komm schnell

mit deinen besten Schülern ins Rothe Haus! Das ist eine höchst wichtige, unendlich reiche Person, hat tausende von Leibeigenen in Ungarn und Oestreich. Der wird gewis Schulen errichten und Leibeigene freigeben, wenn er für die Sache eingenommen wird!" Ramsauer nahm dann etwa 15 Schüler in den Gasthof. Pestalozzi stellte ihn dem Fürsten vor mit den Worten: „Das ist der Lehrer dieser Zöglinge, ein junger Mann, der vor 15 Jahren mit andern armen Waisen aus dem Kanton Appenzell auswanderte und zu mir kam; er wurde aber frei, ungehindert und elementarisch geführt. Jetzt ist er selbstständiger Lehrer. Hier sehen Sie, wie in Armen ebenso viel, oft noch mehr Kräfte liegen als im Reichsten; bei Armen werden sie aber selten und nicht methodisch entfaltet. Daher ist das Verbessern der Volksschulen so höchst wichtig. Er wird Ihnen aber alles besser zeigen, was wir leisten, als ich es könnte. Ich empfehle mich daher unterdessen." Nun examinierte der Lehrer die Schüler, sprach, erklärte und schrie sich im Eifer ganz heiser. Nach einer Stunde kam Pestalozzi wieder, und der Fürst bezeugte ihm seine Freude über das Gesehene. Dann verabschiedete man sich. Auf der Treppe sagte Pestalozzi: „Er ist ganz überzeugt, ganz überzeugt, und wird gewis Schulen auf seinen ungarischen Gütern einrichten." Unten am Haus sagte Pestalozzi: „Ramsauer, sieh doch, was hab ich am Arm? Er thut mir so weh! — Sieh, er ist ganz geschwollen; ich kann ihn nicht mehr biegen!" Und wahrhaftig, der weite Rock war ihm zu eng geworden. — Und was war die Ursache? — — — Der gute Pestalozzi hatte vor einer Stunde, als er zum Fürsten gegangen war, den halbzolldicken Hausthürschlüssel mit dem Ellbogen krumm geschlagen, und es in der Freud und im Eifer nicht gemerkt. — Pestalozzi war dazumal 70 Jahre alt, und so feurig und eifrig war er noch, wenn er glaubte, Gutes wirken zu können.

Ein neuer Lehrer, und wer er war.

Niederer hatte anfänglich, wie oben gemeldet, den größten Einfluß auf Pestalozzi. Neben ihm war unter der Zeit ein anderer Lehrer emporgekommen. Das war Josef Schmied. Auf den Bergen im Tyrol hatte er das Vieh gehütet, und war als ein unwissender Knabe zu Pestalozzi auf Burgdorf gekommen. Er zeigte großen Verstand, wurde geschickt, und Pestalozzi gewann ihn vor allen andern Zöglingen lieb. In Iferten war er einer der geschicktesten Lehrer. Er unterrichtete im Rechnen. Schmied blieb auch als Lehrer Pestalozzi's Liebling, und alles, was er machte, galt immer für gut. Die meisten Lehrer konnten aber Schmied nicht leiden. Er war zwar thätig, gewandt und ausdauernd, das lobten alle an ihm, dabei aber eigensinnig und herrschsüchtig. Sein Gesicht hatte etwas von einem Raubvogel. — Es bildeten sich zwei Parteien, und Schmied und Niederer, die Häupter derselben, wurden arge Feinde. Es kam zum Bruch, und Schmied ging von dem Institut weg.

Eine Audienz beim Kaiser Alexander von Rußland.

Anno 1814, während des Kriegs, wollten die Oestreicher das Schloß in Iferten zu ihrem Spital machen. Der Kaiser Alexander von Rußland aber war gerade in der Stadt Basel, und die Behörde von Iferten setzte an den Kaiser eine Schrift auf, worin sie unterthänigst bat, doch das Unheil von ihrem Städtlein abzuwenden. Und was thut Pestalozzi? Er macht sich selbst auf die Beine, und nimmt die Schrift, denn er will sie persönlich dem Kaiser zu Handen zu stellen. Der gute Pestalozzi aber, das ist bekannt, hatte eine große Scheu vor Hohen und Mächtigen; die imponierten ihm gewaltig — jetzt gar der Kaiser der Russen! — — Wie mögen ihm da die Kniee gewankt haben! Er nahm aber sein Herz in beide Hände, und — die Reise lief gut ab. Doch was ihm unterwegs begegnet ist, das mußt Du auch ver-

nehmen, geliebter Leser! Vor den Thoren Basels kommt ihm auf der Straße ein alter armer Mann entgegen, der bittet flehentlich um ein Almosen. Pestalozzi langt in den Sack, aber der ist ler; wahrscheinlich hat er schon all sein Geld unterwegs den Armen gegeben. — Aber er weiß Rath. Er macht seine silbernen Schuhschnallen los, und gibt sie dem Alten. — — — Er selbst sucht dann auf der Straße ein paar Strohhalme, bindet seine Schuhe fest, so gut er's kann, und geht zum Thor ein. — Er fragt nach dem Kaiser, man zeigt ihm das Haus. Er meldet sich dem Kaiser. Der läßt ihn rufen. Die Bedienten führen ihn ein. Wie mag es ihm da gedottert haben! — Der freundliche Empfang Alexanders stellt ihn aber fest auf die Füße. Doch er vergißt, warum er denn eigentlich zum Kaiser gegangen. Ihm kommt das ganze russische Reich mit den Millionen Leibeigenen zu Sinn; — er sieht diese Leibeigenen nach Licht und Freiheit schmachten. Er entwickelt also dem Kaiser seine Gedanken über Erziehung, und rückt in seinem Eifer gegen ihn vor, wie er's im Brauch hatte, um Aug in Aug zu sprechen. Alexander weicht, Pestalozzi ihm nach, Schritt um Schritt, bis beide, der Kaiser und der Schulmeister, mit einander an's andre Ende vom Saal kommen, und es einen Stillstand giebt. Der Kaiser kann nicht mehr weichen, und Pestalozzi will ihn schon bei der Hand fassen — da macht Alexander mit dem Arm eine Bewegung, um den Eifrigen wegzuschieben. Pestalozzi erwacht, merkt's — greift schnell nach des Kaisers Hand, und — küßt sie. Und der Kaiser, den übernimmt's, er umarmt Pestalozzi auf's herzlichste, und küßt ihn wie ein Vater den Sohn. — — Dann erst, als die Herzen wieder in Ruh waren, brachte Pestalozzi seine Bitte an, und übergab die Schrift. Alexander entsprach dem Gesuch. Das Schloß wurde nicht zum Lazaret. — Und einige Monate darauf, da hat der gute Kaiser unserm Pestalozzi einen prachtvollen Orden zum Geschenk gemacht.

Josef Schmied kehrt in die Anstalt zurück.

Schmied war also fort. Doch bald fühlte man, was die Anstalt an ihm verloren habe. Leiten und regieren konnte er wie kein anderer. Niederer verstand das so wenig als Pestalozzi. Die Anstalt kam in ökonomische Verwirrung. Schulden häuften sich auf Schulden. Man sah bald keinen Ausweg mehr. In dieser allgemeinen Noth dachte man wieder an Schmied. Auf ihm, so glaubte Pestalozzi, ruhe die Rettung der Anstalt. Schon sprach man davon, Schmied wieder zurückzurufen. Niederer und Pestalozzi thaten, was sie konnten, ihn wieder herzubringen. Sie baten ihn dafür auf's inständigste in vielen Briefen. Er kam. In seine Hände übergab Pestalozzi die oberste Leitung der Anstalt, und er regierte nun wie ein Großer. Ueberall griff er kräftig ein. Die Buchdruckerei und die Buchhandlung, die man im Schloß verschwenderisch angelegt hatte, schaffte er ab; den Lehrern setzte er den Jahrgehalt um die Hälfte herunter; er verminderte das Personal; er wehrte dem Zuströmen der Fremden, die über Gebühr von der Gastfreundschaft Gebrauch machten, und so stellte er in der That das ökonomische Verderben still. Dadurch gewann der Mann das unbedingte und unbegränzte Vertrauen Pestalozzi's. Er pries ihn als seinen Retter.

Aber die vorige Spannung kam natürlich auch wieder unter die Lehrer. Die ältern Gehülfen sagten, das sei Strenge, das sei Druck, und Schmied raube ihnen die Liebe Pestalozzi's. Und ach, bald stand eine Scheidewand zwischen ihnen und dem Herzen ihres väterlichen Freundes!

Unglück über Unglück.

Anno 1815, gegen Ende des Jahrs, starb unserm Pestalozzi seine treue Gattin. Auch diesen bittern Kelch noch zu leren, war ihm bestimmt. Fünf und vierzig Jahre war sie in Freud und Leid, in Sonnenschein und Sturm theilneh-

mend an seiner Seite gestanden. An allen seinen Schritten und Plänen hatte sie allzeit warmen Antheil genommen. Ihr Rath und ihr Trost, ihre Liebe und ihre Treue war nie, auch in Jammertagen nicht, von ihm gewichen. Sie war ihm so ergeben gewesen, daß sie ihre ganze Lebensruhe, auch ihr Vermögen ihm geopfert hatte. Sanft, bescheiden, gütig, wie kaum ein Menschenherz, war sie sein Schutzengel gewesen. — Immer noch, wie einst in jungen Tagen, als er ihr in seinem ersten Brief Herz und Hand anbot, hatte er geglaubt, sie würde ihn überleben; aber Gottes Rathschluß hat es anderst gewollt. Siebenzig Jahre alt, mußte er in einer Zeit, wo er wahrlich Rath und That eher als je gebraucht hätte, seines Herzens Krone verlieren — — —! Alles im Schloß trauerte tief. — Ihre Hülle ward unter zwei hohen Linden im Schloßgarten begraben. — Nach Jahren noch konnte man den Greis oft mehrmal des Tags am Grab seiner Verstorbenen antreffen. Dort saß er stundenlang im Schatten der Linden. Oft auch bei Nacht, wenn das Gewühl im Schloß sich verloren, die Lichter ausgegangen waren, und alles im Schlaf lag, konnte er aufstehen, an den Hügel seiner geliebten Todten wanken, und dort heiße Thränen vergießen, wie ein Kind, das seine Mutter verloren. —

Und, wer sollt' es glauben! — am Trauertag, da man die edle Frau zu Grab trug, da alle Herzen im Stillen sich hätten versöhnen sollen, — da brach unter den Lehrern die lang verhaltene Glut in Feur und Flammen aus. Und sie haben fortgewüthet, bis zwölf Jahre d'rauf, der Tod auch dem müden Vater Pestalozzi die Augen schloß. — Aller Segen wich jetzt von der Anstalt und von jedem neuen Werk. Dem Unwesen Schmied's konnten die Besten nicht mehr zusehen. Zwölf der wackersten Lehrer setzten eine Anklageschrift gegen ihn auf, und anno 1816 verließen alle auf einmal die Anstalt. Unter ihnen war auch der edle Krüsi. Ihm brach das Herz, als er wegging. Er schrieb an Pestalozzi: „Va=

ter! meine Zeit, Deine Nähe zu genießen, ist vorüber. Ich muß Deine Anstalt, wie sie jetzt ist und geleitet wird, verlassen, wenn ich meinen Muth und meine Kraft, Dir und Deinem Werk zu leben, nicht immer mehr verlieren soll. Für alles, was Du mir warst, und was ich Dir sein konnte, dank ich Gott; für alles, worin ich Dir fehlte, bitte ich Gott und Dich um Verzeihung."

Dem Werk Pestalozzi's drohte der Einsturz, so furchtbar war der Schlag. Ein Jahr darauf nahm auch Niederer seinen Abschied. Von nun an ward, was Liebe und Freundschaft gebaut, durch Zank und Streit zerstört. Schmied war nun am Ziel seiner Wünsche. Den Greis Pestalozzi hatte er in seiner Gewalt.

Zwischen Niederer und Pestalozzi entspann sich, leider Gott! bald wieder neuer Streit. Unordentliche Buchhaltung war Schuld daran. Der dauerte an die 7 Jahre.

Geisteskrank brachte man Pestalozzi auf den Jura. Hier auf den gesunden Höhen lebte er wieder auf. Oft ergoß der Unglückliche seine Leiden und seine Sehnsucht nach himmlischer Freiheit in Liedern, die er dichtete. In seinem Leiden aber murrte er nicht, fromm und Gott vertrauend, wie er immer war, sang er auch jetzt:

„In der Stürme Tagen
Hat mich Gott getragen,
Meine Seele lobe Gott!"

Pestalozzi will noch am Ende seines Lebens ein Armenhaus errichten.

Pestalozzi kam auf den Gedanken, eine Ausgabe aller seiner Schriften zu veranstalten. Er wußte, er bekam dadurch viel Geld, und könne so seine Anstalt von fremder Hülfe unabhängig machen. Auch war schon lange in ihm ein alter lieber Gedanke wieder aufgestiegen, der Gedanke an ein Armenhaus. Er ließ also auf sein Werk Unterschriften sammeln. Da unterschrieb der russische Kaiser

5000 Rubel, der König von Preußen 400 Thaler, der König von Baiern 700 Gulden. Pestalozzi war wieder glücklich. An seinem Geburtsfest, anno 1818, versammelte der ehrwürdige Greis die Glieder seines Hauses, und that ihnen in einer ergreifenden Rede seinen Willen kund: Er bestimme die Summe von 50,000 Franken zu einem bleibenden Kapital, dessen Zinsen auf ewige Zeiten zu nichts anderm verwendet werden dürfen und sollen, als:

a) zu einer immer tiefern Erforschung der Grundsätze, wonach der Unterricht noch mehr vereinfacht und in der Wohnstube des Volks angewendet werden könne;

b) zur Bildung von guten Volkslehrern und Volkslehrerinnen.

Nah bei Iferten, auf einem kleinen Weiler, kam dann auch diese Armenlehreranstalt zu Stand. Man begann mit 12 armen Knaben. Sie hätten als Arme und zum Unterricht für Arme erzogen werden sollen. Bald nahm man aber auch Reiche auf, fing an, englisch und latinisch zu lehren, dann bald alle Fächer wie im Schloß. Sie artete aus, aber das erkannte Pestalozzi zu spät. Sie ging ein. — Das brach Pestalozzi fast das Herz. Der letzte Traum seines Lebens war nicht in Erfüllung gegangen.

Pestalozzi kehrt auf den Neuhof zurück.

Pestalozzi sehnte sich von Iferten weg. Auf seinem Neuhof, das war jetzt noch sein einziger Wunsch, wollte er seine alten Tage verleben, dort, wo er einst sein mühevolles Leben begonnen. Anno 1825 ging sein Wunsch in Erfüllung. Das Institut löste sich auf.

Als ein 80jähriger lebensmüder Greis kehrte er nun auf seinen lieben Neuhof zurück. „Ach, mir war's, sagt er, als machte ich mit diesem Rücktritt meinem Leben selber ein Ende.“ In dem Haus, das er einst gebaut, lebte er nun wieder, — und der Abend seines Lebens in der Fa-

milie seines Enkels und in ländlicher Stille bot ihm noch oft gar freundliche und heitere Augenblicke.

Wer um ihn war, suchte ihn zu erfreuen. Er lustwandelte durch Feld und Wald, ging in die benachbarten Weiler und Dörfer, besuchte alte bekannte Bauern, und redete freundlich mit ihnen. Fast Tag für Tag besuchte er die Alltagschule in Birr, und lehrte mit den Kindern. Ueber sein ABClehren hörst du noch viel Wunderliches von den Leuten in der Umgegend erzählen.

Am 3. Mai 1825 wohnte er in Schinznach der Versammlung der helvetischen Gesellschaft bei. Mit Liebe und Verehrung begegnete man ihm, wie die Söhne ihrem ehrwürdigen Vater, und als man ihn zum Präsidenten der Gesellschaft für's folgende Jahr gewählt hatte, da sprach er gerührt und mit zitternder Stimme: „Liebe Herren und Freunde! Ich kenne Sie nicht persönlich, ich kenne niemand von dem jüngern Geschlecht; ich glaubte auch Ihnen nicht bekannt zu sein, um so überraschter bin ich durch Ihre Wahl. Ich bin alt. Mein Blut ist zwar noch warm, aber die Nerven sind schwach. Schenkt mir Gott noch ein Jahr, nun, so will ich dann zu Ihnen noch reden, wie's mir um's Herz ist, von Vaterland und Erziehung, denen ich mein ganzes Leben gewidmet habe."

Seelenvergnügt und überglücklich war der Greis an diesem Tag, und die Ehre, die man ihm erwies, war mehr werth, als die prunkvollste abgeredete Jubelfeier

Beim Mittagsmahl stand er auf, ergriff das Glas, und mit zitternder Stimme, tief bewegt, brachte er ein Lebehoch: „Der Gesellschaft, welche das zerstoßene Rohr nicht zerbricht, und den glimmenden Docht nicht auslöscht!"

Ein Jahr darauf, anno 1826, ist Pestalozzi wieder in ihrer Mitte erschienen, und hat geredet wahr und warm von dem, was unserm Vaterland noth thut. Beim fröhlichen Mahl wollte er wieder einen Toast bringen, diesmal dem se-

ligen Andenken des vorjährigen Präsidenten. Aber er war zu schwach; die Stimme versagte ihm den Dienst, und er sank auf seinen Stuhl zurück.

Da erhob sich ein Freund, nahm das Wort, und sprach: „Unser verehrte Herr Präsident hat das Andenken seines Vorfahrs, des leider so früh verstorbenen Hrn. Stadtpfarrers Müller von Luzern in Ihre Erinnerung zurückrufen wollen; aber die Bewegung seines Gemüths hat ihm die Sprache geraubt. Ich thue es nun in seinem Namen.“ — Und als die Gläser sich hoben zum lauten „Hoch!“ da sah man in manchem Aug Thränen der Wehmuth und Freude glänzen.

Gegen Ende des Jahrs wohnte Pestalozzi auch der Kulturgesellschaft in Brugg bei, und redete da von den einfachsten Mitteln, die Kinder im häuslichen Kreis zu erziehen. Er sagte unter anderm: „Das Kind muß zur Thätigkeit angeregt werden. Statt es mismuthig auf dem Arm herumzuschleppen, spiele das ältere Geschwister, das man dazu angeleitet hat, mit ihm! Die Geschwisterliebe steigert sich, wenn beide sich vergnügen. — Das Kind will selbst allerlei Gegenstände sich nahe bringen, selbst allerlei thun, den Fensterriegel öffnen, die Thürfalle niederdrücken, den Schemel wegstoßen; und die Veränderungen, die es durch eigene Kraft bewirken kann, machen ihm Freude. Auch das Gehör wird beschäftigt, es will selbst auf der Pfeife Töne hervorbringen u. s. f. Meine Methode soll das nützen, daß durch sie das gedankenlose Brüten bei den Bauernkindern aufhören muß. „Se! wie stost wider do, wie ne Chue! Was stierst, du Ochs?“ So fahren viele Bauern ihre Kinder an, wenn diese gescheider als ihre Eltern sein sollten. Aber wie lieblich, wenn der Bub oder das Maidli mit dem Brüderli oder Schwesterli spielt, und sich mit ihm zu beschäftigen weiß; wenn sie unter dem Baum sitzen, mit dem Schühli spielen oder mit dem Schösli und Röckli, und beide un=

gemerkt durch das Spiel in ihrem wahren menschlichen Wesen sich fortbilden!“

Wenn so der Greis auf die unschuldige Kinderwelt zu reden kam, dann erhob er Haupt und Stimme, und sein Gesicht leuchtete wie verklärt.

Selig sind die Todten, die im Herrn sterben; sie ruhen von ihrer Arbeit, ihre Werke aber folgen ihnen nach.

Daheim auf dem Neuhof arbeitete der Greis Tag und Nacht. Er schrieb seine „Lebensschicksale“ und viel anderes noch. Da störte ihn in seiner Ruhe ein böser Feind. Unter dem Namen Biber ward ein Buch verbreitet voller Lästerungen und Verläumdungen gegen Pestalozzi, wie die Welt dergleichen noch keine vernommen hat. — Das war sein Todesstoß. — Der Gram warf ihn auf's Krankenlager.

Tag und Nacht hatte er keinen Augenblick Ruhe; es wogte und wallte und brannte in ihm, wie in einem feuerspeienden Berg. Oft sprang er auf und fing an zu schreiben. Und wenn ihm schon die Tinte ausging, er gewahrte es nicht, und im Fieber schrieb er noch zeilenweit fort. Auf einem damals beschriebenen Blatt ist zu lesen: „O, ich leide unaussprechlich! Kein Mensch vermöchte zu fassen den Schmerz meiner Seele! Man beschimpft den alten, schwachen, gebrechlichen Mann; man sieht ihn nur noch als ein unbrauchbares Werkzeug an. Das thut mir weh, nicht meinetwegen! es thut mir nur weh, daß man auch mein Werk verschmäht und verachtet; daß man unter die Füße tritt, was mir heilig war, und wonach ich während meines langen kummervollen Lebens gerungen habe. Sterben ist nichts; ich sterbe gern; denn ich bin müd und möchte endlich gern Ruhe haben. Aber gelebt zu haben, alles geopfert zu haben, und nichts erreicht zu haben; immer nur gelitten zu haben, und nichts erreicht zu haben, und alles zertrümmert zu sehen, und so mit seinem Werk in's Grab zu sinken — — — o, das ist schrecklich! — ich kann es nicht aussprechen, und ich wollte

gern noch weinen, und es kommen keine Thränen mehr. — — — Und meine Armen! die gedrückten, verachteten und verstoßenen Armen! — — — Arme, man wird auch euch, wie mich, verlassen und verschupfen. — Der Reiche in seinem Ueberfluß gedenkt euer nicht; er könnt euch höchstens auch nur ein Stück Brod geben, weiter nichts — er ist ja selber arm, und hat nur Geld und — anders nichts! Euch einzuladen zur geistigen Mahlzeit, und euch zu Menschen zu machen — daran wird man noch lang, gar lang nicht denken. Aber Gott im Himmel, der an seine Sperlinge denkt, wird auch euch nicht vergessen, wird euch trösten, wie er auch mich nicht vergessen, und auch mich trösten wird!“

Zu den lieben Seinigen sprach er: „Ich vergebe meinen Feinden; mögen sie den Frieden jetzt finden, da ich zum ewigen Frieden eingehe. Ich hätte gern nur noch sechs einzige Wochen gelebt für meine letzten Arbeiten, aber ich danke auch wieder der Vorsehung, die mich von diesem Erdenleben abruft. Und Ihr, Ihr Lieben, bleibet still für Euch, und suchet Euer Glück im stillen häuslichen Kreis.“

Er ließ sich von seinem Neuhof nach Brugg führen, um dem Arzt näher zu sein. Es war am Morgen des 16. Hornungs. Ein frischgefallener Schnee deckte das Land. Ein Schlitten führte ihn vom Neuhof weg. Die Fahrt mochte den Kranken angegriffen haben. Sein Freund, Hr. Lippe von Lenzburg, fand ihn, als er mittags um ein Uhr in's Krankenzimmer trat, ohne Besinnung. Gegen 4 Uhr morgens am 17. ließ der Schmerz nach, der Kranke wurde ruhig. Um 6 Uhr kam der Arzt; der letzte Augenblick schien zu nahen. Gegen 7 Uhr hellte der Blick des Kranken sich wieder auf, das Gesicht nahm die wohlbekannten Züge wieder an, und Ruhe und Lächeln lag auf ihm. Da sagte der Arzt: „Mein Gott, er stirbt!“ — — Kein Röcheln, kein Todeskampf trat ein. Der Herrliche lag da wie verklärt. — Gegen 8 Uhr verschied er still, sanft und ruhig. „Ach Gott,“ war sein letzter leiser Seufzer.

Sein Leichnam wurde wieder nach dem Neuhof gebracht, und in Birr am 19. Hornung begraben. Das Leichenbegängnis war einfach, aber ernst und fromm. Schullehrer trugen den Sarg. Die Schuljugend aus der Umgegend und die Lehrer von Brugg, Lenzburg und Aarau und eine große Menge Volks begleiteten den Sarg zu Grab.

Der Pfarrer hielt eine Leichenrede, und die Lehrer sangen mit Rührung:

Rufet Heil dem Frommen,
Der zum Herrn gekommen
Aus dem langen, bittren Leid.
Der Vergelter, der Befreier
Spricht zu ihm: „Du Vielgetreuer,
„Geh nun ein zu deiner Freud!

„Stets für meine Armen
„Hast Du, voll Erbarmen,
„Rath und Hülfe ausgedacht;
„Stets für die verwaisten Kleinen,
„Hast, als wären sie die Deinen,
„Du mit Muttersinn gewacht.

„Sie zum Licht zu heben,
„Dieses war Dein Leben
„Rastlos bis zur letzten Stund.
„Geh nun ein zu meinen Wonnen,
„Du, der manches Pfund gewonnen
„Mit dem anvertrauten Pfund!“

Seines Namens Segen
Soll uns stets bewegen,
Mensch zu sein, wie er, und Christ;
Weil von dem, was wir erringen
Und dereinst hinüberbringen,
Liebe die Erfüllung ist.

Sein Leichnam wurde wieder nach dem Neuhof gebracht, und in Birr am 19. Hornung begraben. Das Leichenbegängniß war einfach, aber ernst und fromm. Schullehrer trugen den Sarg. Die Schuljugend aus der Umgegend und die Lehrer von Brugg, Lenzburg und Aarau und eine große Menge Volks begleiteten den Sarg zu Grab.

Der Pfarrer hielt eine Leichenrede, und die Lehrer sangen mit Rührung:

Unser Heil dem Frommen,
Der zum Herrn gekommen
Aus dem langen, bittern Leid.
Der Vergelter, der Befreier
Spricht zu ihm: „Du Vielgetreuer,
„Geh nun ein zu deiner Freud!

„Stets für meine Armen
„Hast Du, voll [illegible]
„Rath und [illegible] gedacht;
„Stets [illegible] verwaisten Kleinen,
„Hast, [illegible] die Deinen,
„Du mit Muttersinn gemacht.

„Sie zum Licht zu heben,
„Dieses war Dein Leben
„Rastlos bis zur letzten Stund.
„Geh nun ein zu meinen Wonnen,
„Du, der manches Pfund gewonnen
„Mit dem anvertrauten Pfund!"

Seines Namens Segen
Soll uns stets bewegen,
Mensch zu sein, wie er, und Christ;
Viel von dem, was wir erringen
Und dereinst hinüberbringen,
Liebe die Erfüllung ist.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pestalozzi, Johann Heinrich, 1746-1827 [Gefeierter]

Heinrich Pestalozzi sein Leben und Wirken, einfach und getreu erzählt für das Schweizervolk

Zürich 1846

Biogr. 884 hf
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10065765-8